

fließen auf der dunklen Masse des Schädels ineinander, und das Ohrloch der schmale Weg in das Gehirn des Riesen ist kaum noch zu erkennen. Jetzt noch zu schießen, wäre leichtinnig. Auch stehen auf dem Jagdschein nur zwei Elefanten. Vielleicht ist einer der Zahne der Bullen abgebrochen, vielleicht hat er auch nur kleine, dünne Zähne, und wenn er nicht im Feuer liegenbleibt, ist an eine Verfolgung heute nicht mehr zu denken. Morgen aber kann er schon im Forstreservat sein. Dort ist er für den Jäger verloren, und alle Anstrengung, alles Warten war dann vergeblich. Piet nimmt das Gewehr wieder von der Wange. Er gibt Tani und Kissiwa das Zeichen zum Aufbruch. Vorsichtig, jeden Busch als Deckung benutzend, ziehen sie sich aus dem Gesichtskreis der Elefanten zurück. Piet folgt ihnen. Als sie hinter einem Hügel verschwinden, nimmt Piet die Patrone aus dem Lauf, läßt sie zu den anderen in die Hosentasche gleiten und gibt Kissiwa das Gewehr zu tragen. Tani sieht in die Steppe hinab. Fern leuchtet ein Feuer aus der Nacht. Vielleicht ist es Saidis Feuer, denkt Tani, denn Saidi ist in die Steppe gegangen. Seine Frau hat es ihm gesagt.

Die Finsternis ist gekommen. Schnell hat sie das Aufglühen der Steppe, die im Licht der sinkenden Sonne strahlte, erstirkt. Dämmerung ist in Afrika farbige Verwandlung, ist nicht langsames Versinken in die Nacht, sondern strahlendes Aufleuchten vor plötzlichem Verlöschen. Dämmerung heißt flammender Sonnenuntergang. Danach ist Nacht. Sie kommt nicht, sie meldet sich nicht an, sie bereitet nicht vor, sie bricht herein. Hoch öffnet sich der Sternenhimmel über der Steppe, viel höher, viel ferner als in Europa. Ein Gewölbe ist der Himmel im Norden, am Äquator weitet er sich, wird zum endlosen Raum, in dem die Erde schwebt. Im Norden ist er ein Teil der Erde, mit ihr verhaftet, deckt sie zu. Im Süden flieht er von ihr weg. Der Nachthimmel über der Steppe gibt nicht Geborgenheit, sondern schafft Verlassensein.

Wie ein Raum in der Finsternis ausgespart ist der Schein von Saidis Feuer. In ihm hockt Saidi mit der schlafenden Uliko. Er schaut zum breiten Dach der Schirmakazie auf, das von den unruhigen Flammen beleuchtet wird. Hinter diesem Feuerschein steht die Nacht mit ihren Tieren und Dämonen. Manchmal droht der Raum des Lichtes einzusturzen, wenn Saidis Kopf schläfrig auf die Knie sinkt und die sich selbst verzehrende Glut keine neue Nahrung erhält. Von der nachdrängenden Kälte geweckt, stoßt Saidi schnell wieder einen Ast in die glühende Asche und entfacht sie zu neuem Feuer. Dann schaut er sich ängstlich um, schaut und lauscht in die Nacht hinein, die so nahe an ihn herangetreten war und jetzt langsam vom Licht des Feuers wieder zurückgedrängt wird.

Das Heulen der Hyäne erklingt lauter. Sie ist näher gekommen, durch das Feuer angezogen, in der Hoffnung auf bequeme Beute aus dem Abfall der menschlichen Mahlzeit. Fern rollt das Gebrüll eines Löwen durch die Finsternis. Manchmal ist es viele Minuten lang still. Dann ist nur das Knistern des Feuers zu hören. Kleine Tiere, vielleicht Ratten oder Springhasen, huschen durch das trockene Gras. Es raschelt, wenn sie mit ihren flinken kleinen Körpern die ausgedorrten Pflanzen streifen. Zwei glühende runde Scheiben tauchen dort auf, wo die Mauer der Nacht den Raum des Lichtes abschließt. Sie stehen dicht über dem Boden, bewegungslos. Es müssen die Augen eines Schakals oder eines Löffelhundes sein, die in das Feuer starren. Saidi schiebt einen Ast tiefer in die Flammen hinein. Eine Wolke glühender





Funken hebt hoch und fällt noch im Flug verloschend, wieder zum Boden herab. Da verschwinden auch die beiden leuchtenden Punkte. Wieder ist es still, unheimlich still in der Steppe. Saidu zieht die Decke, die von seinem Rücken herabgeglitten ist, über die Schultern. Er hustet. Es ist ein trockener, tiefer Husten, der ihm Schimeren in der Brust verursacht und mitunter wie ein Anfall über ihn kommt, der ihn lange quält. Aber in der Geruch der Husten hinein klingt ein anderer Laut, ein furchterregendes Klagen und Stöhnen. Saidu hält die Luft an, und während er noch mit dem Hustenreiz kämpft, lauscht er in die Nacht. Lauter, eindringlicher wird das Röcheln. Es baumt sich auf zu einem gewaltig verhaltenen Schrei, der wieder in dumpfe Stöhnen zurücksinkt. Das ist nicht die Stimme eines Tieres. So schreit nicht die Eule, laßt nicht der brutige Leopard, heult nicht der Schakal. Das ist ein Damon, ein unruhig umherirrender böser Geist. Saidu wagt nicht, sich zu bewegen. Mit weit aufgerissenen Augen starrt er, am ganzen Leibe zitternd, in die Nacht. Noch immer achtet die Stimme, schwillt zu kreischenden Tönen an, die in einem Gurgeln erstickten, und wie Trommelschlag hämmern jetzt Stöcke auf den Boden, Äste knacken, immer schneller wird die er Galopp das Unheimliche, der über die Steppe rast und sich doch nicht vom Ort entfernt, denn das Geräusch wird weder stärker noch schwächer, nur langsamer. In immer größeren Abständen folgen die dumpfen Schläge aufeinander und verebben schließlich völlig. Wieder ist es still. Man konnte ein Blatt vom Baum fallen hören. Saidu sitzt und lauscht noch immer. Er wagt es nicht einmal, nach den Ästen zu fassen und sie ins Feuer zu werfen, obwohl er jetzt gern viel Licht um sich haben möchte. Als es aber still bleibt, greift er hastig einen Zweig und stößt ihn tief in die Glut, daß die Flammen hochschlagen. Blickt sich aber sofort scheu mit anglicklichen Augen um. Da und wieder die glühenden Punkte im Dunkel. Vielleicht sind es nicht die Augen eines Schakal, oder Löffelhundes, vielleicht schaut ihn so der Damon an. Zwei neue Punkte leuchten auf und dicht daneben noch zwei. Das sind Schakale. Saidu reißt einen Ast aus dem Feuer und schwingt ihn über seinem Kopf. Sofort verloschen die Punkte. Aber die Klagen, Stöhnen, Röcheln und Schreien, das, Saidu erschreckte, und die dumpfe Trommeln, das kam nicht von den Schakalen, das war der Damon, der an Saidu's Lager vorüberging. Oder ist er noch in der Nähe und schaut ihm aus dem Dunkel heraus zu, so wie es die Schakale tun? Hockt er vielleicht jetzt oben auf der Schirmkante? Saidu hebt ängstlich über sich blickend, langsam den Kopf. Vom Feuer rot beleuchtet, steht wie ein dorniges Schutzdach die Krone der Akazie über ihm. Kein Damon grinst von ihr herunter. Er ist vorübergegangen. Saidu nickt, seine Haltung gleich am selbst betätigend. Er ist vorübergegangen», flüstert Saidu vor sich hin und legt sich mit angelegenen Knien dicht neben Uliko nieder.

Als am nächsten Morgen ein heller, grauer, sich schnell zu strahlendem Gelb verfarbender Lichtstreifen hinter dem Horizont aufsteigt, in wenigen Minuten die Sonne nach sich zieht und die Nacht hinwegbläst, erwachen Saidu und Uliko. Ihr erster Handgriff gilt dem Feuer, das unter weißer, blättriger Asche fast verloschen ist. Aber einige kleine Zweige geben ihm neue Nahrung, und Flammen wachsen wieder aus der Glut. Uliko gießt wie am vergangenen Abend Wasser in den Topf, schüttet zwei Handvoll Maismehl hinein und setzt ihn ins Feuer. Saidu reckt seine in der Kälte der Nacht klamm gewordenen Glieder und geht einige Schritte in die Buschsteppe hinein, um sich zu lösen. Ein schmaler Wechsel führt durch Gras und Busche. Er

sucht nach den Fährten der Schakale. Deutlich zeichnen sie sich im Staub des Pfades ab. Er folgt ihnen bis zum nächsten Dornbusch. Seine Augen werden auf einen rotbraunen Fleck gelenkt, der durch die Zweige schimmert. Ein Buschbock liegt verendet auf dem Wechsel. Seine Hufe haben im Toteskampf den Boden zerwühlt, haben Grasbüschel herausgeschnitten und tiefe Furchen in den Staub gegraben. Saidi bückt sich zu dem Tier hinab. Eine Wunde ist nicht zu sehen, die Lichter sind weit aus ihren Höhlen getreten, die Zunge hängt aus dem aufgerissenen Maul, die Nüstern sind gedehnt, und um den schlanken Hals, tief in das Fleisch eingeschnitten, liegt eine Drahtschlinge. Kein Dämon hat in der vergangenen Nacht geschrien. Der Buschbock hat gestöhnt und geröchelt, als ihn die Schlinge erdrosselte. Seine Hufe haben auf den Boden getrommelt, als er starb. Saidi öffnet die Schlinge. Buschböcke haben gutes Fleisch. Er zieht sein Messer aus dem Gürtel und schneidet den Leib des Tieres auf, aus dem die Därme und der prallgefüllte Magen hervorquellen. Fleisch für viele Tage hat Saidi gefunden. Seine Hände schneiden und wühlen im geronnenen Blut. Er schiebt das Un genießbare unter den Dornbusch und zieht an den Hinterbeinen den Bock auf seinen Rücken. Kaltes Blut fließt an seinem Leib herunter, färbt sein zerrissenes Hemd und seine Hose, als er das ausgeweidete Tier zum Feuer zurückschleppt. Der pendelnde Kopf mit den starren, angstgeweiteten Augen schlägt bei jedem Schritt gegen seine Waden, an denen kleine dünne Blutrinsale herab in seine Schuhe sickern. Er fragt nicht, wer die Schlinge stellte und ob jemand kommen wird, das Tier zu holen, er denkt nur an das Fleisch.

Saidi kaucht unter seiner Last. Der aufdringliche Duft des Buschbockes mischt sich mit seinem Schweißgeruch. Fleisch für mindestens zwei Tage hat Saidi gefunden, viel Fleisch und gutes Fleisch, wie er es sonst nur aß, wenn er mit dem Bwana auf Safari ging. Auf der Farm würden die Arbeiter ein Fest feiern, wenn sie so viel Fleisch zu essen hätten. Die Mädchen würden tanzen und singen. Auch Uliko wird lachen und tanzen, wenn sie den Buschbock sieht. Saidi läßt seine Beute über den Rücken rutschen. Der Buschbock schlägt dumpf in den Staub. Saidi atmet schwer. Es ist nicht mehr weit bis zum Lager. Am Himmel kreisen Geier. Sie haben den von Saidi für sie hinterlassenen Anteil an der Beute bereits entdeckt. Um Saidis Kopf schwärmen Fliegen. Sie legen ihre Eier in die klaffende Leibeshöhle des Buschbockes. Saidi sieht die Fleischstücke schon über dem Feuer hängen. Er lächelt, während er die Drahtschlinge durch seine Finger gleiten läßt. Dann zieht er die Antilope wieder auf seinen Rücken und stampft keuchend zum Lager.



Aus dem nebelfeuchten Wald klingt der rollende Gesang der Colobusaffen. Sie geben das Zeichen zum Aufbruch. Ihre tägliche Wanderung zu den Nsesewebäumen, die vor wenigen Tagen junge Blättchen hervorschoben, beginnt.

Tief unter ihnen, auf schmalem, dunklem Pfad, läuft die Nashornmutter mit ihrem Kalb. Die feuchte Kühle des Bergwaldes am Morgen behagt ihr nicht. Es drängt sie zu der sonnigen Steppe, zu dem lauwarmen Schlammorast am Ufer der Seen. Mit knarrendem Schrei fliegen Nashornvögel dicht über die Wipfel der Bäume. Klatschend streifen sie mit ihren schweren schwarzen Flügeln die höchsten Zweige. Staub und Blätter rieseln zum Boden herab. Die Colobusaffen warnen mit kurzen, abgehackten Lauten vor den Vögeln. Das Nashorn stört sich an dem Lärm nicht. Es schreitet mit schweren Schritten lautlos, stetig voran. Schon lichtet sich das Dickicht. Grelle Sonnenstrahlen greifen vom Waldrand in das Innere der dämmerigen Wildnis. Das Nashorn hebt den schwer herabhängenden Kopf, stellt die Ohren auf und weitet, Luft einsaugend, die Nasenlöcher. Die spitze Oberlippe streckt sich nach vorn, als wollte sie das Licht ertasten. Immer langsamer, immer zögernder werden die Schritte des Tieres, bis es

schließlich am Waldrand, von Büschen gedeckt, verharrt. Neben ihr steht auch mit steilen Tutenohren das Kalb. In der Steppe steigt Wärme auf und wird vom Wind zum Wald geweht. Der Tau der Steppe ist aufgegangen, die Hitze beginnt über dem Boden zu flimmern.

Kein verdächtiges Geräusch, kein zur Vorsicht mahnender Duft kommt aus der Steppe. Die Nashornkuh setzt ihren Weg fort. Als sie in das gleißende Sonnenlicht tritt, fällt Wärme auf ihren Leib herab, angenehme, wohlige Wärme nach der triefenden Kühle des schattigen Waldes. Ein kleiner Schwarm von Madenhackern flattert heran. Als hätten die Vögel hier nur auf das Nashorn gewartet, landen sie steil und sicher auf dem breiten Rücken und rennen, wie die Geckos an den Wänden der Negerhütten, am Bauch des Nashorns entlang. Drei sitzen auf dem Widerrist und schauen von ihrer hohen Warte über das Steppengras. Die Vögel geben dem Nashorn Ruhe, denn ihre Augen melden, auch wenn der Wind nicht günstig steht, die Annäherung eines Feindes, die vielleicht der Nase und den Ohren des Dickhauters entgeht. Fern erklingt das Schrecken eines Riedbockes. Er scheut vor einem Kraftwagen, der auf der Urwaldstraße hält. Der Mann am Lenkrad greift nach seinem Fernglas. Er hat auf der Lichtung, die wie eine grüne Almatte am Berghang liegt, einen Elefanten erspät. Im Glas ist er deutlich als starker Bulle mit schweren Zähnen zu erkennen. Langsam kommt er den Berg herab.

«Ein starker Bulle», flüstert der Mann mit dem Fernglas seinem Begleiter zu. «Schade, daß er im Schutzgebiet ist.» Nicht mehr lange, dann hat er Torsens Farm erreicht. Er zieht direkt auf den Zedernwald am Sumpf zu», erhält er zur Antwort.

Der Mann am Lenkrad nimmt wieder das Glas an die Augen. «Torsen ist ehrenamtlicher Wildhüter», sagt er.

Er wird den Burschen umlegen. Ob Wildhüter oder nicht, wenn Torsen solche Zähne sieht, vergißt er den Ausweis vom Wildschutzamt. Willst du ihn bei seiner Arbeit unterstützen? Ich bin heute blind und taub. Du könntest eine Kanone neben mir abschießen, ich würde es nicht hören», sagt lachend der Mann neben ihm, dreht sich um und zieht das Gewehr vor, das hinter ihm im Gepäckraum des Landrovers liegt.

«Es lohnt nicht», erhält er zur Antwort.

«Dann möchte ich wissen, wie der Elefant aussehen muß, auf den es zu schießen lohnt. Gib mir das Glas.»

Lange mustert der Mann den Elefanten. Als er das Glas absetzt, sagt er bestimmt: «Wenn du ihn nicht willst, dann nehme ich ihn. Die Zähne haben mindestens hundertdreißig Pfund. So ein prächtiger Bulle läuft nicht noch einmal in diesem Wald umher. Gib mir die Patronen.» Statt eine Antwort zu geben, läßt der Mann am Lenkrad den Motor an.

«Ich nehme den Bullen», herrscht ihn der andere an.

«Laß im Schutzgebiet die Finger vom Gewehr», sagt ermahmend der Mann am Lenkrad. «Spätestens morgen wird der Kadaver gefunden. Es wird Torsen ein Vergnügen sein, uns anzuzeigen. Seine Arbeiter haben uns gesehen und erkannt, als wir am Mais vorbeifuhren. Sie werden ihm sagen, daß nur wir es gewesen sein können. Wenn es auch nicht gelingen wird, den Beweis zu erbringen, so wird doch über die Angelegenheit ein Protokoll angefertigt, unsere Namen tauchen im Wildschutzamt auf, und der Verdacht bleibt auf uns hängen.»





«Stell den Motor ab», antwortet sein Begleiter. «Ich will mir den Prachtkerl wenigstens aus der Nähe ansehen.»

Die beiden Männer schauen zu dem Elefanten hinüber, der sich ihnen schnell nähert. Wenn der Bulle seine Richtung nicht wechselt, wird er höchstens fünfzig Meter vor dem Wagen die Straße überqueren. Ohne Deckung durch Büsche oder Bäume wandert er weithin sichtbar durch das saftige grüne Gras, das in diesen Höhen täglich Feuchtigkeit vom Nebel erhält. Der Wind fällt vom Berg herab. Witterung kann er nicht bekommen. Seine großen Ohren sind ständig in Bewegung. Als er die Straße erreicht, bleibt er einen kurzen Augenblick stehen. Der Rüssel tastet prüfend über den Staub, fährt die wenige Minuten vorher von den Rädern des Landrovers eingedrückte Spur entlang, schwingt sich hoch, prüft die Luft nach allen Seiten und fällt wieder schlaff herab. Mit wenigen Schritten überquert der Bulle die Straße. Bevor er jedoch im Dickicht des Waldes untertaucht, trifft ihn ein harter Schlag vor den Schädel. Ein scharfer Knall ertönt. Er bricht vorn zusammen. Seine Stoßzähne bohren sich in den lockeren Boden. Doch im gleichen Augenblick stemmt er sich auf den mächtigen Vorderbeinen wieder hoch, steht wenige Sekunden, wankt und erhält einen zweiten Hieb gegen den Schädel. Er fällt auf die Seite. Krachend begräbt er unter seinem massigen Leib Büsche und junge Bäume. Aber ohne zu zögern, wirft er die Beine Schwung holend seitlich in die Luft, wälzt sich herum, schiebt sich wieder hoch und rennt, von dumpfem Schmerz in seinem Kopf getrieben, in den Wald hinein.

Der Mann am Lenkrad hat fast im gleichen Augenblick, als sein Begleiter den ersten Schuß abgab, den Motor angelassen, und kurz nachdem das zweite Geschoß den Lauf verlassen hat, springt der Wagen mit einem Ruck nach vorn und holpert über Wurzeln und Steine, so schnell es der schlechte Weg zuläßt. «Schau dich um», brüllt er dem Mann neben sich ins Ohr. Hinter ihnen auf der Straße, die in aufgewirbelten braunen Staub gehüllt ist, zeichnen sich wie im Nebel die Umriss eines Menschen ab.

Tani steht und blickt dem Auto nach. Als er den Fährten der Elefantenherde folgte, kam er im Wald nahe an die Straße heran, bemerkte dort, daß sich ein Elefant von den anderen getrennt hatte, und wollte dieser Spur folgen, als der Schuß fiel. Tani rannte nach der Straße, hörte den zweiten Schuß, das Krachen des zusammenbrechenden Elefanten und sah noch den abfahrenden Wagen, den er kannte, weil er oft an der Farm vorbeifuhr. Das war der Wagen des Nachbarn, der unten in der Ebene eine Farm hat. Vorsichtig, sich nach allen Seiten umschauend, geht Tani die Straße entlang bis zu der Fährte des Elefanten. Er findet die Stelle, wo das Tier den ersten Schuß empfing, und sieht, wie die Zähne den Boden aufgeplügt haben. An dem Blatt eines Strauches klebt Blut. Schon haben sich Fliegen eingefunden und tauchen ihre Rüssel in die rote Flüssigkeit. Tani geht weiter. Eine große Fläche des Unterholzes ist niedergedrückt. Hier hat der Elefant die zweite Kugel erhalten. Er lag auf der Seite. Die Blutlache am Boden kann auch von der ersten Verletzung herrühren. Der Elefant ist sofort wieder aufgestanden und hat mit seinem schweren Körper einen breiten Pfad in den Wald gebrochen, als er flüchtete. Tani verfolgt ihn. Er weiß, daß angeschweißte Elefanten sich schon nach kurzer Zeit im Dickicht einstellen. Er weiß auch, daß sie sehr gefährlich sind und nicht zögern, alles anzugreifen, was in ihre Nähe kommt. Tani hat, als er noch ein

Knabe war, erlebt, wie ein angeschossener Elefant drei Frauen angriff, die zum Wasserloch kamen, um ihre Flaschenkürbisse zu füllen. Der Elefant brach aus einem Akaziengebüsch hervor, schlug eine der laut schreienden Frauen mit dem Rüssel nieder, rannte hinter einer anderen her, gab auch ihr mit dem Rüssel einen Schlag und trat sie mit seinen Füßen in den Boden hinein. Immer wieder stampfte und drehte er mit den heißen Sohlen, bis der Körper der Frau zerrieben war. Dann kehrte das wütende Tier zu der anderen, noch bewußtlosen oder vielleicht durch den Schlag des Rüssels bereits getöteten Frau zurück und zertrampelte auch dieses Opfer. Der dritten Frau war es möglich, inzwischen zu entfliehen. Tani hatte dieses furchtbare Geschehen von den höchsten Ästen eines Baumes, auf den er geflüchtet war, als der Elefant aus dem Dickicht brach, mit angesehen. Der Elefant hatte ihn nicht entdeckt, sonst hätte er ihn wie eine reife Frucht vom Baum geschüttelt.

Aber Tani irrt, wenn er annimmt, daß sich der Elefant bald einstellen wird. Der Bulle hat seine Herde erreicht, die, durch die Schüsse erschreckt, tiefer in den Wald eingedrungen ist und aufgeregt mit erhobenen Rüsseln die Luft prüft. Es sind furchtbar quälende, im Schädel wühlende Schmerzen, die er ertragen muß. Beide Geschosse haben ihr Ziel verfehlt. Sie sind nahe am Ohrgang vorbei in den massigen Schädelknochen eingedrungen und dort steckengeblieben. Wenige Sekunden nur hat ihr Einschlag den Riesen betäubt und zu Boden geworfen, aber nun sind die Schmerzen geblieben.

Tani braucht der Herde nicht weiter zu folgen. Sie ist zum Sumpf gezogen und wird nach dieser Bannruhmigung den schützenden Wald nicht vor Einbruch der Nacht verlassen. Die Verletzung des Elefanten ist anscheinend nicht lebensgefährlich. Wenn die Kugeln im Leib säßen, müßte der Elefant viel mehr Blut verloren haben. Die Schüsse sitzen also im Schädel. Dafür sprechen auch die Blutspuren, die hoch über dem Boden an Blättern hängen. Wenn die Geschosse in das Gehirn gedrungen wären, hätte der Elefant keine hundert Meter weit gehen können. Er hat aber seine Herde erreicht und ist, ohne daß er von Artgenossen gestützt wurde, wie das Elefanten mit schwerkranken Gefährten tun, in der Herde weitergezogen. Tani liest die Fährten genau. Er wendet jedes Blättchen, prüft sorgfältig jedes aus dem Boden getockerte Erdbröckchen, und aus geknickten Zweigen, abgestreiften Blutstropfen, tief oder flach eingepprägten Abdrücken der rissigen Fußsohlen, aus der Form der Kotballen und zersplitterten Zweigen entsteht ein lebendiges Bild der Herde, die anfangs ängstlich davongeeilt ist, überall ihren dünnen Kot verspritzt und eine breite Gasse in den Wald gebrochen hat, sich aber bald wieder beruhigte, schließlich auf schmalen Wechsel geordnet durch den Wald zog und hin und wieder einmal Zweige abbrach, um sie zu fressen. Tani weiß genug und wird seinem Bwana viel zu berichten haben. Er geht auf gleichem Weg zurück zur Straße. Im Staub liegt eine Patronenhülse. Es ist eine der Hülsen, die auch aus dem Gewehr des Bwanas herausfliegen. Er steckt sie in seine Hosentasche und läuft zur Farm, angefüllt mit Erlebnissen, die erzählt werden wollen.

Torsen flucht, als er den Bericht Tanis gehört hat. «Ich werde den verdammten Buren das Wildern ankreiden. Diese Aasjäger können an keinem Stück Vieh vorbeigehen, ohne es abzuknallen. Ich möchte wetten, daß sie auch das Flußpferd umgelegt haben, das wir vor einem Monat am See fanden. Du wirst vor dem Game Warden deinen Bericht wiederholen,

Tani, wirst noch einmal alles erzählen, was du gesehen hast, und vor allem wirst du sagen, daß du den Wagen erkannt hast.»

Torsen kann sich nicht beruhigen. «Diese Schweine schießen einen Elefanten an und fahren davon, ohne sich um das Tier zu kümmern. Jetzt haben wir also auf unserer Farm einen krankgeschossenen Elefanten. Tani, geh zum Sumpf! Nimm Kisiwa mit. Wenn die Elefanten noch vor Sonnenuntergang den Wald verlassen, halst du mich.» Tani geht.

Ob es der Bulle mit den schweren Stoßzähnen war, auf den die Buren schossen? Tani hat berichtet, daß er große Zähne haben muß, denn er hat sie tief in den Boden gestoßen, als er zusammenbrach. So dick wie sein Oberschenkel sind die Furchen am Boden gewesen, hat Tani gesagt, aber auf die Aussage eines Negers kann man sich nicht verlassen, sie übertreiben alle, denkt Torsen. Doch Tani war immer ein zuverlässiger Boy. Er hat noch nie enttäuscht.

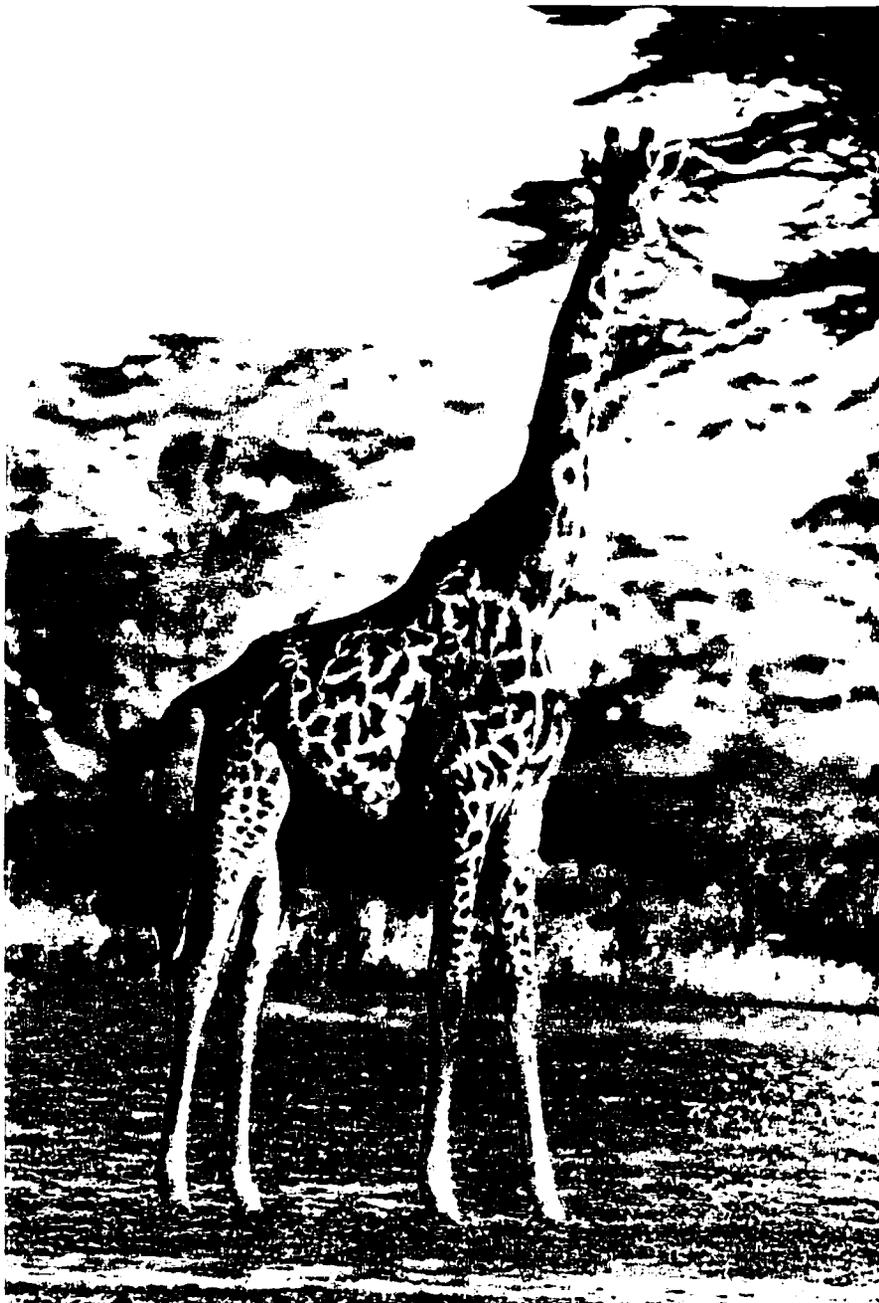
Zu gleicher Zeit steht vor dem Georges Hotel in Arusha ein Landrover. An der Bar des Hotels verhandeln zwei Buren mit dem indischen Wirt. Sie schieben ihm Banknoten zu, drücken ihm fest die Hand und verlassen den nach Zwiebeln, Alkohol und Tabakrauch riechenden Schankraum. Der Inder wird jedem sagen, der es wissen will, daß die beiden Buren seit den Morgenstunden bei ihm waren, in seinem Hotel gegessen und getrunken haben und sich erst in den frühen Nachmittagsstunden verabschiedeten. Diesen kleinen Freundschaftsdienst erweist er nicht nur für Geld. Er hofft, das Vertrauen der beiden Buren zu gewinnen und daß sie ihm in Zukunft hin und wieder einmal das Horn eines Nashorns bringen, denn Hongkongs Apotheken haben großen Bedarf, und die Zwischenhändler in Mombasa zahlen hohe Summen.

Dicht gedrängt stehen die Elefanten im Wald. In ihrer Mitte hält sich der angeschweißte Bulle nur mit Mühe auf den Beinen. Ihn quälen fast unerträgliche Schmerzen im Schädel. Er lehnt sich an den Leib einer alten Kuh, die neben ihm steht und mit ihrem Körper den Druck des kranken Artgenossen abfängt. Dunkles Blut springt in Tropfen über die rissige Haut seiner Schläfen. Die Rüsselspitze eines jungen Bullen tastet behutsum über die Wunden, wird zum Maul geführt und kehrt wieder zu den Wunden zurück. Die Tiere sind unruhig. Der Schmerz des Bullen teilt sich ihnen mit. Die Jungen werden durch ihre Mütter vom Spiel abgehalten. Rüssel und Beine stellen sich ihnen in den Weg, wenn sie versuchen, sich zum Rand der Herde zu drängen. Der kranke Elefant läßt seinen Rüssel herabhängen und stützt sich auf ihn. Mitunter geht ein Zucken durch seinen Körper, er schwankt, aber hält sich auf den Beinen, dank der neben ihm stehenden Elefanten, die sich dicht an ihn heranschieben.

Tani und Kisiwa warten am Sumpf vergeblich auf die Elefanten. Die Dickhäuter verlassen den Wald nicht vor Einbruch der Nacht. Wohin werden sie in der Nacht ziehen? Beschossene Elefanten wandern oft viele Meilen, ehe sie sich wieder beruhigen. Wird die Herde es wagen, die Farm zu durchqueren, um in die Buschsteppe der Hochebene zwischen Kilimandscharo und Meru zu gelangen? Odor werden die Tiere wieder in die Bergwälder zurückkehren, wo sie ungestört sind, weil dort nur die Wameru leben, die ihnen aus dem Wege gehen, da sie nicht jagen? Tani würde gern Bwana Torsen berichten, für welches Ziel sich die Elefanten entschieden haben. Aber es bleibt ruhig im Wald. So kehrt er ohne Ergebnis mit Kisiwa zur Farm zurück.

Wenige Minuten, nachdem die beiden Beobachter ihren Posten verlassen haben, treten vorsichtig, die Luft ringsum prüfend, die Elefanten aus dem Wald. Das Licht des Mondes liegt hell auf ihren breiten Rücken. Sie wandern auf die Felder der Farm zu. Als sie flackernde Lichter bemerken, die aus den Hütten der afrikanischen Farmarbeiter fallen, unterbrechen sie ihren Marsch. Die Rüssel erheben sich, saugen die Luft ein, sinken zum Boden hinab, und die Herde setzt sich wieder in Bewegung. Voran geht heute ein junger, aber erwachsener Bulle. Ihm folgt eine alte Kuh. Der Kranke läuft in der Mitte der Herde. Seine Betreuung haben zwei Kühe übernommen. Sie drücken ihre riesigen Leiber an den Geschwächten, fangen das Schwanken seines unsicheren Laufes auf und geben ihm Sicherheit auf dem Marsch. Er drängt die Herde, das von Menschen bewohnte Gebiet so schnell wie möglich zu durchqueren. Trotzdem sind die Dickhäuter vorsichtig und prüfen jedes Geräusch, jeden Windhauch. Ohren und Rüssel sind fortwährend in Bewegung. Sie halten sich nicht am Maisfeld auf, wo sie sonst die saftigen Stengel brachen und verspeisten. Sie überqueren den Kartoffelacker, ohne die wohlschmeckenden Knollen aus dem lockeren Boden zu wühlen. Auch am Zwiebelfeld verweilen sie nicht, sondern streben dem Sumpfakazienwald zu, der den ersten der Seen umgibt, auf die sie treffen werden, bevor sie die Buschsteppe erreichen. Sie folgen dem schmalen, durch zwei Radschuren gekennzeichneten Weg und gelangen zum Seeufer. Das fahle Licht des Mondes blinkt auf der nur durch wenige Wellen gekräuselten Fläche des Wassers. Dicht nebeneinander stehen die Riesen und tauchen ihre Rüssel durstig in den See. Zu Säulen füllen sich die Rüssel prall mit Wasser, werden zu den weitgeöffneten Maulen geführt und entleeren sich unter heftigem Druck in die Mundhöhle. Der Kranke kann den qualenden Durst kaum stillen. Immer wieder steigt das kühle, erfrischende Wasser in seinem Rüssel hoch, spritzt mit hohlem Geräusch gegen den Gaumen, läuft überchäumend zum Maul hinaus und rinnt in Bächen an Brust und Vorderbeinen hinunter. Die gewölbte dicke Zunge drückt Liter um Liter des begehrten Wassers in den Schlund. Schon ziehen sich die letzten Elefanten der Herde wieder vom Ufer zurück. Aber der angeschweißte Bulle steht und trinkt. Das Fieber in seinem Körper saugt die Feuchtigkeit auf. Die beiden Kühe an seiner Seite werden unruhig, sie drücken ihn vom Wasser hinweg, und nur widerstrebend, aber zu schwach, um sich dem Drängen seiner Betreuer widersetzen zu können, folgt er ihnen. Wasserböcke, die am Schilfrand äßen, werfen die Köpfe hoch und äugen zu den Elefanten hinüber, die geräuschlos wieder im tiefdunklen Schatten des Akazienwaldes verschwinden. Nur kurze Zeit hält die Erfrischung an. Schon bald werden die Schritte des angeschossenen Bullen unsicherer als zuvor, und seine beiden Kühe haben große Mühe, ihn auf den Beinen zu halten. Langst haben die Elefanten das Farmgebiet verlassen. Sie sind durch offenes, nur mit dürrum Steppengras und wenigen Dornbüschen bestandenes Gelände gezogen und haben die Buschsteppe erreicht, wo knorrige, kleine Akazien und saftige, hochaufstrebende Kandelaber-euphorbien ihnen Deckung und Schutz gegen Sicht bieten. Aber der Geruch eines Feuerlaßts läßt sie auch hier nicht ruhig sein, obwohl Brandgeruch ihnen nicht fremd ist, denn in jedem Jahr brennt die Steppe, bevor der Regen kommt. Es bleibt danach nur ein schwarzes Aschefeld zurück, verlassen von Mensch und Tier. Aber heute, nach den Ereignissen des Tages, sind sie gegenüber jeder ungewöhnlichen Witterung mißtrauisch. Wahrscheinlich würden





sie ohne Aufenthalt weiterziehn, wenn sie nicht einen schwachen, kranken Artgenossen bei sich hätten, der nur mit größter Mühe der Herde folgen kann. Auch die neugeborenen Kälber sind müde und verlangen nach einer Ruhepause. So bleibt die Herde am Rande eines Sansevierengebüsches stehen. Die Rüssel hängen schlaff zum Boden herab. Die Ohren liegen am dicken, kurzen Hals an. In dieser Nacht legt sich kein Tier der Herde nieder, wie sie es immer auf ihrer nächtlichen Rast zu tun pflegen. Sonst liegen sie nachts zwei Stunden schlafend am Boden. In dieser kurzen Zeit legen sie sich mehrmals von einer Seite auf die andere. Für die alten Tiere, deren Rüssel schon sehr geschwächt sind und nur mit einem Aufwerfen des Kopfes in das Maul geschwungen werden können und an deren Beinen eiternde Geschwüre sitzen, die nicht heilen, wäre es sehr schwierig, sich aufzurichten. Sie legen sich deshalb nicht mehr nieder, sondern schlafen im Stehen.

An den Sansevierien huscht ein Dik-Dik-Böckchen entlang. Mitunter bleibt die kleine Antilope stehen, reibt ihren Nasenrücken an einem der abgebrochenen lanzenförmigen Sansevierenblätter und drückt aus der unmittelbar vor den Augen sitzenden, sich klaffend öffnenden Drüse einen Schleimtropfen auf den grünen Stengel. Dieses Sansevierengestrüpp ist ihr Revier. In ihm hat sie unter einer Akazie ihren schattigen Ruheplatz, den sie aufsucht, wenn die Sonne vom Zenit heiß auf die Steppe herniedarbrannt. In die Sansvierien flüchtet sie, wenn Gefahr droht, denn selbst den Löwen und Leoparden bieten die langen, spitzen Spieße ein Hindernis, nicht aber dem schmalen, zarten Körper der Zwergantilope. Das Sansevierengebüsch verteidigt sie gegenüber Artgenossen des gleichen Geschlechts und nimmt nur das Weibchen auf, das brünstig auch sein Drüsensekret herausfordernd zur Verfolgung an den Sträuchern und Bäumen dieses vom Dik-Dik-Böckchen besetzten Territoriums abstreicht.



## Wenn ein Riese stirbt

Wenige hundert Meter von den Elefanten entfernt liegen Saidi und Uliko in Decken gehüllt neben ihrem Feuer. In einer Astgabel der Schirmakazie, unter der sie nun schon die zweite Nacht verbringen, hängen die Reste des Buschbockes. Saidi und Uliko haben viel Fleisch gegessen. Ihre Bäuche sind von der reichlichen Mahlzeit aufgetrieben. Das Gefühl der Sättigung hat sie zufrieden und träge gemacht. Saidi hat es nicht für notwendig erachtet, zu wachen. Die Dämonen sind ihm günstig gestimmt, sonst hätten sie ihm nicht so viel Fleisch beschert. Die beiden Schläfer scheiden einen durch den Genuß des halbprohen Fleisches verstärkten Geruch aus, der nicht nur für die feine Nase eines Tieres wahrnehmbar ist. Sie bemerken nicht die Hyäne, die, angelockt durch das Fleisch auf dem Baum, um das Lager streicht. In ihren tiefen Schlaf dringt auch nicht das Gebrüll der jagenden Löwen und das Kackern der Schakale, die sich am Reiß eines Leoparden eingefunden haben. Erst als das Feuer fast heruntergebrannt ist und die letzten kleinen Flämmchen unter dem verkohlten Holz zu ersticken drohen, wird Saidi durch die Kälte der Nacht geweckt. Im Halbschlaf ergreift er ein Bündel trockener Zweige, wirft es in die Glut und legt einen starken

Ast darüber. Fröstelnd zieht er seine Decke über die Schultern und versinkt sofort wieder in einen tiefen Schlaf. Im Traum ist er auf der Farm. Er wird als großer Elefantenjäger gefeiert, denn er hat dem Bwana zu einem starken Bullen verholffen, und der Bwana hat für ihn einen Buschbock geschossen. Im Tanz zeigt er, wie schwierig es war, den Elefanten zu finden, sich an ihn heranzupirschen, und wie schließlich der Elefant unter den Schüssen des Bwana zusammenbrach. Dann ißt er Fleisch, viel Fleisch, einen ganzen Buschbock ißt er allein auf, sogar das Gehörn ißt er mit. Das Fleisch wird aber trotzdem nicht weniger. Es ist ein Berg von Fleisch, in den er sich hineinfressen muß, es ist gar kein Buschbock, den er verzehrt, es ist ein Elefant, den er aufißt. Da erwacht Saidi.

Die Sonne ist schon aufgegangen. Saidis erster Blick geht zu den Resten des Buschbockes in der Astgabel. Befriedigt stellt er fest, daß sie unberührt sind. Aber die Wolken, die den Gipfel des Meru einhüllen und sich über ihn hinwegschoben, beunruhigen Saidi. Sie bringen Regen. Er weckt Uliko.

«Uliko, wach auf. Regen kommt. Wir müssen die Hütte suchen, Uliko.»

Schnell packen sie die wenigen Gegenstände zusammen, die sie bei sich führen, knüpfen sie wieder in das bunte Tuch, und Uliko nimmt sie auf den Kopf. Saidi trägt in das rotbraune, blutverschmierte Fell eingewickelt das restliche Fleisch. Nur der Kopf des Buschbockes bleibt zurück. Die Drahtschlinge hat sich Saidi um den Hals gelegt. Er will es auch einmal versuchen, mit der Schlinge Tiere zu fangen. Wenn es gelingt, wird er immer Fleisch haben, viel Fleisch für sich und Uliko. Mit Fleisch kann er auch Mais eintauschen. Er will es versuchen.

Die Hütte ist nicht mehr weit vom Lagerplatz entfernt, näher, als er geglaubt hat. Schon nach einem Marsch von einer knappen Stunde erkennt Saidi den Termitenhügel, der am Stamm einer Akazie hochwächst. Dort hat der Bwana damals seinen ersten Büffel geschossen. Von diesem Baum führt ein Wechsel nahe an der Hütte vorüber. Schon hat sich der Himmel mit regenschweren Wolken bedeckt, als Saidi und Uliko die Unterkunft erreichen. Verwundert betrachtet Saidi die Hütte. Das Dach muß erst vor kurzer Zeit ausgebessert worden sein. Vor dem Eingang hängt das Fell eines Zebras. Als er es zurückschlägt, spürt seine Nase, daß vor wenigen Tagen ein Feuer in der Hütte gebrannt hat. Langsam gewöhnen sich seine Augen an das Halbdunkel. In einer Ecke erblickt er ein Nachtlager, wie es die Massoi in ihren Hütten haben. Über einen Rahmen aus Ästen ist ein Fell gespannt. Ein rauchgeschwärzter Topf steht nahe der Türöffnung, und neben verkohltem Holz liegen Überreste einer Mahlzeit, Knochen von Tieren. Wer bewohnt die Hütte? Uliko ist scheu am Eingang stehengeblieben. Aber jetzt fallen die ersten schweren Tropfen vom Himmel herab. Sie blickt zu den Wolken auf, die am Horizont zerfranst wie ein blauschwarzer Vorhang zur Erde herabhängen. Ein greller Blitz blendet sie. Uliko hält die Hand vor die Augen und springt in die Hütte hinein. Ein kurzer harter Donnerschlag zerreißt die Stille. Ein Windstoß fegt über die Steppe, prallt gegen die Hütte, und Regen klatscht auf das Dach hernieder. Als Saidi das Fell vor die Türöffnung zieht, sieht er, daß der Regen wie eine Wasserwand vor ihm steht. In dem kleinen Raum ist es dunkel. Nur das grelle Licht der Blitze springt durch die Ritzen der Wände. Saidi und Uliko sitzen mit angezogenen Knien auf dem Rand des Bettes und lauschen auf das Rauschen des Regens und die Schläge des Donners. Wie ängstliche, in die Enge getriebene

Tiere haben sie sich dicht aneinandergedrängt. Zu ihren Füßen liegt das Fleisch des Wasserbockes. Durch das Dach tropft Wasser auf den Boden der Hütte. Immer kürzer werden die Abstände der fallenden Tropfen, die sich bald zu einem Rinnsal vereinen.

Aber so schnell das Gewitter kam, so schnell zieht es auch vorüber. Die Wolkendecke reißt auf, und bald strahlt die Sonne wieder stechend hell auf das Land herab. Der ausgetrocknete Boden hat den Regen aufgesogen. Nur kurze Zeit spiegeln Wassertropfen auf den Büschen die Sonne wider, und über den Himmel spannt sich ein in kräftigen Farben leuchtender Regenbogen. Saidi schlägt das nasse Fell zurück. Feuchtwarme Luft dringt in die Hütte. Saidi überlegt, wam die Hütte gehören mag. Der Bewohner muß sich weit von seinem Haus entfernt haben, sonst wäre er zurückgekommen, als sich die Wolken am Himmel zusammazogen. Wovon lebt er inmitten der Steppe? Ein Feld ist nicht in der Nähe. Er kann nur Jäger sein, aber das Jagen haben die Bwanas von Arusha den Negern verboten. Wer jagen will, muß in der Boma in Arusha ein beschriebenes Papier kaufen. Das Papier kostet viele Schillinge, viel mehr Schillinge, als ein Neger verdienen kann. Jagt der Fremde mit Drahtschlingen? Saidi faßt an seinen Hals, wo immer noch die Schlinge hängt. Er nimmt sie vorsichtig ab, betrachtet sie eingehend und legt sie auf den Boden. Wenn er mit Schlingen jagt, werden ihn die Bwanas suchen und in die Boma sperren. Vielleicht waren die Bwanas hier und haben den Bewohner der Hütte mitgenommen. Saidi kommt zu keinem Ergebnis.

Uliko gießt das letzte Wasser aus dem Flaschenkürbis in den Topf und wirft zwei Hände voll Maismehl hinein. Dann verläßt sie mit Saidis Buschmesser die Hütte, schlägt Zweige von den Dornenbüschen und sammelt Äste auf, die der Wind von den Akazien heruntergebrochen hat.

Saidi läßt wieder die Schlinge durch die Hände gleiten. Er steht auf, tritt vor die Hütte und läuft einen Wildwechsel entlang. Dieser Pfad muß zur Wasserstelle führen. Saidi erinnert sich. Keine fünfhundert Meter braucht er zu laufen, bis er auf den Tümpel trifft, aus dem er Wasser geholt hat, als er mit dem Bwanu hier Büffel jagte. Deutlich zeichnen sich die Spuren von Antilopen, Zebras, Nashörnern und Löwen im weichen Boden ab. Er geht den Wechsel ein Stück zurück, bis er zu der Stelle kommt, wo der schmale Pfad durch zwei kräftige Dornenbüsche eingengt wird. Hier bindet er das freie Ende der Drahtschlinge an einem der Büsche fest und hängt die Schlinge dicht über dem Boden auf. Als er zur Hütte zurückkommt, dringt Rauch aus der Türöffnung. Uliko hat ein Feuer entfacht. Sie hockt vor den Flammen und röstet das letzte Fleisch des Buschbockes.

Verlockend steigt der Duft des schmorenden Bratens Saidi in die Nase. Lächelnd kauert sich Saidi neben Uliko nieder und schaut ihr zu. Sie ist nur mit einem Lendenschurz bekleidet. Der Schweiß rinnt über ihren Körper, den sie mit dem Fett des Buschbockes eingerieben hat. Uliko lacht Saidi zufrieden an. Sie haben eine Hütte und Fleisch. Die Dämonen sind ihnen günstig gestimmt.

Das Fleisch ist noch nicht gar, als es von Saidi zerschnitten und in großen Portionen in den Mund gestopft wird. Die von Fell triefenden Hände fassen in den Topf, formen aus Maismehl einen Kloß und schieben ihn dem Fleisch nach. Längst sind Saidi und Uliko gesättigt. Aber der Anblick des Fleisches ist zu verlockend. Sie brechen die Mahlzeit erst ab, als auch die





letzte Fleischfaser von den Knochen genagt ist. Ihre Mägen sind zum Platzen gefüllt. Die Mittagshitze drückt vom Hüttdach auf sie herab. Saidi streckt sich auf dem Lager aus, springt aber sofort wieder hoch, als er einen harten Gegenstand unter seinem Rücken spürt. Er hebt das zwischen dem Holzrahmen ausgespannte Fell an und entdeckt darunter eine zweite Tierhaut. Seine Hand schiebt sich zwischen die beiden Felle und ertastet einen Ast. Er zieht ihn hervor und hält einen Bogen in seiner Hand, an dem ein Köcher hängt. Saidi öffnet den Köcher. Er ist mit Pfeilen angefüllt. Vorsichtig zieht er einen Pfeil heraus. An der mit Widerhaken versehenen Eisenspitze haftet eine zähflüssige Masse. Als sein Finger über die Pfeilspitze streicht, bleibt ein Tropfen von der harzigen, klebrigen Paste an ihm haften. «Gift», flüstert Saidi. Er wischt den Finger im Staub des Hüttenbodens ab. Jetzt weiß er es genau, daß der Bewohner der Hütte ein Wilderer ist, der mit Schlingen und Giftpfeilen jagt. Das Herstellen von Giftpfeilen haben die Bwanas verboten. Wer Giftpfeile besitzt, wird lange Zeit in die Boma gesperrt und muß für die Bwanas arbeiten. Uliko schaut Saidi wortlos an. Saidi schiebt den Pfeil wieder in den Köcher und legt ihn neben dem Bett auf den Boden. Die Hitze macht ihn schläfrig. Er streckt sich auf den Fellen aus und versinkt bald in tiefen Schlaf, aus dem er erst erwacht, als die Sonne bereits dicht über dem Meru steht.

Die Elefanten haben den Schatten der Akazien verlassen. Sie ziehen zur Tränke. Die Mittagsruhe hat auch den verletzten Bullen gestärkt. Ohne die Hilfe der beiden Kühe wandert er in der Herde. Aber mit jedem Schritt nehmen auch die Schmerzen im Schädel wieder zu. Auf dem Weg zum Wasserloch führt eine alte Kuh. Als der Wechsel auf den Pfad stößt, den Saidi benutzte, als er zur Wasserstelle ging, bleibt sie stehen. Ihr Rüssel tastet in Saidis Spur. Beunruhigend ist der Duft dieser Fahrte. Die Kuh staut unschlüssig. Immer wieder hebt sie den Rüssel über die Dornenbusche und prüft den Wind. Aber er trägt ihr keine Willerung zu, die sie veranlassen konnte, vom Wege abzuweichen. Endlich setzt sie die Wanderung fort und wenige Minuten später erreicht die Herde das Wasserloch, das der Regen in einen Tümpel verwandelt hat.

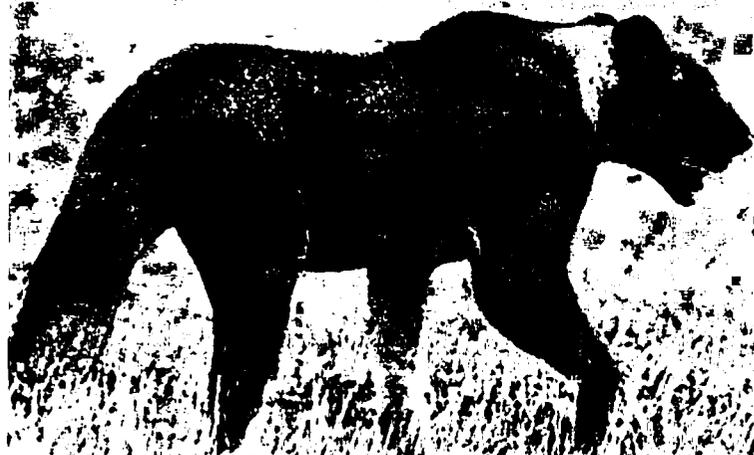
Die Rüssel senken sich tief in das lehmiggelbe Wasser. Rauschend ergießt sich die lauwarmer Flüssigkeit in die weitgeöffneten Mauler. Ein junger Bulle, der seinen Durst gestillt hat, spritzt sich einen dicken Strahl Wasser an den Bauch. Als hätte er damit seine Ärtgenossen aufgefördert, es ihm gleichzutun, durch jetzt viele andere prallgefüllte Rüssel die mächtigen Körper ab. Kleine gelbbraune Bäche rinnen über die tiefgefurchte Haut, tropfen herab und verwandeln den Boden in einen Morast, in den sich schwere runde Elefantenfüße einprägen. Noch sind Regengüsse selten, und das Wasserloch ist nicht genug aufgefüllt, um eine solche Verschwendung der kostbaren Flüssigkeit vertragen zu können. Es bleibt nur ein Schlamm-pfuhl, wo bisher in jeder Nacht Giraffen, Antilopen, Zebras und große Raubkatzen ihren Durst loschten.

Saidi und Uliko haben ihre Hütte verlassen, um Wasser zu holen. Sie trägt auf ihrem Kopf den geleerten Flaschenkürbis, und Saidi wird ihr den Weg zur Wasserstelle zeigen. Er hat den Bogen und den Köcher umgehängt. Eigentlich hat er nicht im Sinn, etwas zu jagen, auch glaubt er nicht, zu dieser Tageszeit Wild an der Tränke zu treffen. Aber er hat trotzdem die ihm fremd gewordenen Waffen mitgenommen. Weit zurück liegt sein Spiel mit Pfeil und Bogen.

Als Knabe schloß er seine Pfeile auf Vogel ab und fühlte sich dabei als großer Krieger. Stolz zeigte er abends, wenn er von seinen Pirschgängen mit Gleichaltrigen zurückkehrte, die Beute dem Vater, der ihn lobte und ihm in Aussicht stellte, daß er mit diesen Fähigkeiten bald rechnen konnte, als Krieger im Stamm aufgenommen zu werden. Vielleicht ist es diese flüchtig aufsteigende, aber angenehme Erinnerung an die Kindheit, die ihn veranlaßt, den Kocher an seinen Gürtel zu knüpfen und den Bogen über die Schulter zu hängen. Er fühlt sich stark, vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, geht Saidi den Wildpfad entlang. Das Fleisch des Buschbackes ist aufgegebacken, denkt Saidi. Vielleicht hat sich Fleisch in der Schlinge gefangen. Uliko hat den Flaschenkürbis vom Kopf genommen und an ihre Brust gedrückt. Sie geht gebeugt, so daß die Busche sie verdecken, und ihre Füße weichen jedem durrn Zweig aus, der am Boden liegt. Saidi's Augen suchen die beiden Büsche, zwischen denen er die Schlinge ausgelegt hat. Dort ist der Termitenhügel, und daneben sind die Dornenbusche. Aber die Schlinge ist von einem großen Tier abgestreift und zwischen die Zweige gedrückt worden. Saidi beugt sich hinab, zieht die Schlinge aus dem Busch heraus, und hängt sie wieder auf. Uliko hat sich niedergehockt, den Flaschenkürbis zwischen die Knie geklemmt, den Kopf auf den Hals des Gefäßes gestützt und schaut ihm zu, wie ein Kind einem Spielgefährten zuschaut, der aus einem Stück Holz eine Puppe schnitzt. Sie weiß nicht oder denkt nicht daran, daß die Bwanas in der Boma von Arusha das Aufstellen von Schlingen verboten haben. Sie denkt nur an das Fleisch, das morgen, wenn sie wieder Wasser holen geht, in dieser Schlinge hangen wird. Sie drückt ihre Hand in den Staub des Wechels und zeichnet den Handabdruck mit ihrem Zeigefinger nach. Saidi richtet sich auf, faßt den Bogen, der ihm von der Schulter geglitten ist, und greift nach dem Kocher. Vielleicht hat er schon zu oft an das Fleisch in der Schlinge gedacht, denn als er jetzt weitergeht, hofft er, daß Fleisch an der Tränke ist, Fleisch, das sie über dem Feuer rösten und an dem sie sich wieder so satt essen konnten, wie an dem Fleisch, das sie heute aßen. Er streift den Deckel vom Kocher und zieht einen Pfeil hervor. Einen Augenblick verhält er im Laufen, schaut auf die Spitze mit dem klebrigen, schwarzbraunen Saft, legt den Pfeil auf den Bogen, klemmt ihn zwischen Zeige- und Mittelfinger, während sein Daumen den Bogen umspannt, und geht, aufmerksam jedes Geräusch beachtend, weiter. Eigentlich ist es kein Gehen mehr, es ist wie das Schleichen einer Leopardin, der seine Beute schon erpaßt hat und nicht mehr aus dem Auge laßt. Uliko folgt ihm, ungeschickt diese raubtierhafte Schleichbewegungen nachahmend. Ein Hornrabe rennt vor ihnen über den Pfad, bleibt stehen, schaut Saidi aus den großen, von langen borstigen Wimpern gegen Staub geschützten Augen an, die in faltiger, leuchtendblauer Haut liegen. Saidi ruhrt sich nicht. In gebuckter Haltung steht er bewegungslos, um den Vogel, der durch sein Auf-fliegen das Wild an der Tränke warnen könnte, nicht zu vergrämen. Wie aus Verlegenheit stoßt der Hornrabe seinen langen spitzen Schnabel in den Boden, fährt mit dem Kopf wieder hoch und schaut Saidi erneut an. Sein grellroter Kehlsack bläht sich. Mit wenigen schnellen Schritten ist er im Gras verschwunden.

Saidi wartet noch einige Minuten, ehe er einen Weg fortsetzt. Schon tragen die Busche grüne Blättchen. Die Wasserstelle ist in der Nähe. Saidi schleicht vorsichtig um einen Dornenbusch herum und späht auf die Tränke. Sie ist leer. Kein Tier stillt seinen Durst. Aber der





Boden rings um das Wasserloch ist aufgewühlt. Große Kotballen sind überall verstreut. Elefanten waren da. Er riecht den süßen Duft des Dickhäutermistes. Ganz warm und feucht ist der Boden, den er mit seinem Fuß zertritt. Die Elefanten haben eben erst das Wasserloch verlassen. Ängstlich fährt er hoch, als wären sie schon über ihm. Uliko umklammert den Flaschenkürbis, den sie immer noch an ihre Brust drückt, und starrt mit vor Furcht geweiteten Augen auf die Fährten der großen Tiere. Ein schriller Trompetenstoß wirft sie fast um. Saidi reißt seinen Bogen hoch. Äste krachen, und aus den Büschen wächst ein riesiger Schädel auf, zwei Ohren, wie die Krone einer Akazie so breit, spreizen sich vor Saidi, und ein Rüssel fährt auf ihn zu. Saidi weiß nicht, daß er die Sehne des Bogens gespannt hat, die jetzt zurückschlägt und surrend den kleinen Pfeil gegen die graue Wand schleudert, aus der zwei weiße Zähne hervorleuchten, auf die Saidi starrt, bevor er selbst wie von einem Bogen abgeschossen zur Seite springt. Er spürt nicht die Dornen, die sich tief in seine Waden bohren, nicht den Zweig, der in seinen Rücken spießt. Staub überschüttet ihn. Neben ihm bricht der Bulle durch den Busch. Klirrendes Trompeten, drohendes, tiefes Rollen und helles Quietschen ist rings um Saidi, der seine Augen fest geschlossen hat. Überall krachen trockene Äste, stampfen schwere Beine, und aus dem Lärm klingt der krächzende Schrei eines aufgeschreckten Steppennashornvogels. Dann ist es plötzlich still, unheimlich still. Irgendwo im Busch stehen jetzt die Elefanten mit erhobenen Rüsseln und suchen die Witterung des Menschen. Sie werden zurückkommen, wenn ihnen der Wind Nachricht gibt. Aber sie kommen nicht. Stöhnend zieht sich Saidi aus der dornigen Umklammerung. Jetzt spürt er auch seine Wunden. Uliko, die, ohne sich zu rühren, das furchtbare Geschehen betrachtet hat, tritt zu ihm und untersucht mit zitternden Händen die Verletzungen. Saidi stöhnt, und sein Gesicht verzieht sich in brennendem Schmerz, als Uliko das zu einem Brei zerkaute Blatt einer Steppenaloe in die Wunden drückt. In seiner Hand hält Saidi immer noch den Bogen.

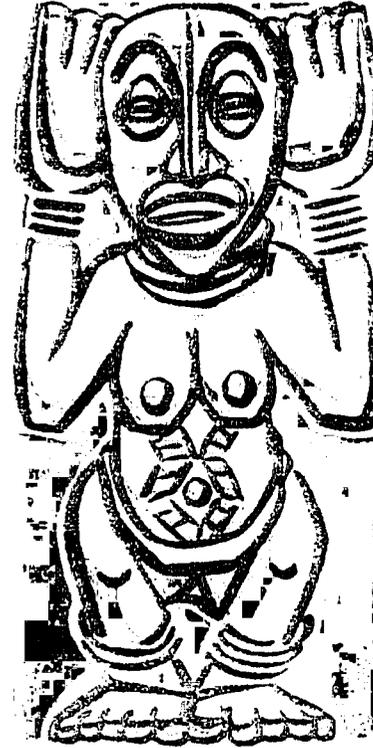
Der Elefantenbulle ist weit gelaufen, hat eine junge Schirmakazie mit seinem Schädel umgebrochen, die Äste mit seinem Rüssel herausgerissen und sie zerstampft. Die Herde ist ihm im Bogen gefolgt, hat gewartet, bis seine Wut an dem Baum ausgelassen war und hat den Tobenden wieder aufgenommen. Nun steht er mit quälend schmerzhaftem Kopf in der Herde. Sein Rüssel sucht an der Brust nach dem Pfeil, der tief in das Fleisch eingedrungen ist. Die Spitze des Geschosses bricht ab, als er den Schaft aus der Haut zieht, und der an ihr haftende Saft breitet sich in seinem Blut aus. Als sich aber die Herde in Bewegung setzt, wankt der Bulle mit schweren Beinen zwischen den dicht an ihn gedrängten Körpern der beiden Kühe, die ihn wieder stützen. Immer dichter drängen sie sich an den Kranken, immer schwieriger wird es, den torkelnden Körper auf den Beinen zu halten. Schon hängt der Bulle nur noch zwischen den an ihn gepreßten Bäuchen der Kühe. Ihm versagen die Beine. Der massige Körper des Sterbenden sinkt an den Leibern der Kühe scheuernd zum Boden hinab. Der Bulle liegt auf dem Bauch. Die eingeknickten Beine verhindern, daß der Körper auf die Seite fällt. Der Schädel ist auf die Zähne gestützt. Der Rüssel liegt lang ausgestreckt, aber schlaff vor ihm. Ein Zucken geht durch den stöhnenden Leib. Die Muskeln spannen sich, die Vorderbeine stemmen sich hoch, heben den Schädel, der den Rüssel aufwirft, und aus dem weitgeöffneten Maul klingt ein gurgelndes Röcheln, das kein Trompeten mehr werden kann. Aber bevor die

Hinterbeine den Körper ganz aufheben können, überfällt den Bullen eine neue Schwäche. Der Schädel sinkt herab, und wie ein Berg zähflüssiger Lava rutscht der Bulle auf die Seite. Um den Sterbenden herum steht die Herde. Die Rüssel tasten nach ihm, werden wieder zurückgezogen und hängen schlaff pendelnd herab. So stehen die Tiere noch, als sich schon die Nacht über das Land senkt und der Sternenhimmel über der Steppe in die Unendlichkeit des Alls zurückweicht.

Auf seinem Lager liegt in furchtbaren Träumen ächzend Saidi. Uliko schmiegt sich nackt an ihn und lauscht auf seine Atemzüge. Wieder kämpft Saidi mit Elefanten. Sein Stölinen berichtet davon.

Zwischen einem sterbenden Elefanten und dem im Traum mit den Riesen ringenden Saidi kämpft eine kleine Zwergantilope um ihr Leben. Es ist ein vergeblicher Kampf, weil das Dik-Dik-Böckchen nur den Drang kennt, nach vorn der drosselnden Umklammerung zu entweichen. Zöge es den Kopf zurück, so würde sich die Schlinge um seinem Hals öffnen, und es könnte ihr entweichen. Aber mit jedem Strampeln der zierlichen Hufe schneidet der Draht tiefer in den Hals ein. So endet dieser Kampf bald mit dem letzten Zucken, das schaumiges Blut aus der Nase preßt und über die blaue, geschwollene, weit aus dem klaffenden Maul hängende Zunge quellen läßt.

In dieser Nacht sterben viele Antilopen in den Steppen am Meru, aber keine stirbt einen solchen Tod, der nicht zu wittern ist, der geräuschlos wartet, sich nicht anschleicht, der zufaßt und trotzdem nicht selbst tötet, dem nichts entfliehen kann, der das Töten seinem Opfer selbst überläßt mit der ganzen angsterfüllten Verzweiflung, die einem solchen Sterbenmüssen anhaftet.



Im Safarihotel in Arusha sitzt John Anderson, einer der sechs Berufsjäger, die im Dienst der Safari-Hunters-Gesellschaft stehen. Er wartet auf seinen Kunden, den Jagdgast Brenton aus den Vereinigten Staaten. Brenton ist zum drittenmal in Ostafrika, um zu jagen. John hat ihn schon im vergangenen Jahr begleitet. Brenton ist ein schwieriger Jagdgast. Die beste Jagdtrophäe kann ihn nicht zufriedenstellen. Charly Quinn, der ihn auf seiner ersten Safari vor zwei Jahren begleitete, hat es abgelehnt, mit Brenton wieder auf Jagd zu gehen. «Er ist ein Aasjäger, ein blutrünstiges Schwein, und die Trinkgelder für die Boys sind ihm an den Hintern gebacken», hat Charly gesagt. Er hat Brenton richtig beurteilt. Aber schließlich muß irgendein Whitehunter Brenton begleiten, denn er bringt der Safarigesellschaft gute Dollars, und John hat während der zehn Jahre, die er als Berufsjäger bei Safari-Hunters beschäftigt ist, noch schlimmere Schiesser kennengelernt. Er hat sich auch an dem Massenschlachten an der Rhodesiagrenze beteiligt, als riesige Landstriche vom Wild freigeschossen werden mußten, weil Erdnußfelder angelegt werden sollten. Ihn kann nichts mehr aus der Ruhe bringen, und wenn es mal zu dick kommt, dann trinkt John einen doppelten Whisky und spült den Ekel hinunter.

«Starten wir morgen, John?» Brenton hat diese Frage an ihn gerichtet. Er steht hinter ihm und ist mit einem buntbedruckten Hemd bekleidet, das weit über seine Khakihosen hängt. Bevor John antworten kann, schlägt ihm Brenton auf die Schulter: «Komm an die Bar, alter Junge, wir trinken auf unsere Safari, auf sämtliche Elefanten, Nashörner, Löwen und Warzenschweine Tanganjikas!»

Sie klettern auf die Barschemel, und Brenton bestellt Whisky mit Soda. An den Wänden der Bar hängen Zebrafell, Speere und Schilde der Massai. «Wer ist eigentlich dieser seltsame Kauz, der uns gegenüber sitzt?» fragt Brenton. John zuckt die Schultern. «Ich kenne ihn nicht. Er soll Reporter einer großen englischen Zeitung sein, behaupten einige. Seine Aufgabe sei es, über die Tiere zu schreiben, aber er sitzt seit einer Woche in den Hotels und Bars herum, trinkt Brandy und hat nicht einen Schwanz gesehen.»

Als hätte der Fremde gespürt, daß Brenton und John von ihm sprechen, dreht er sich um, nickt zu ihnen herüber, ruft «Hallo!» und hebt sein Glas. Brenton weist auf den leeren Schemel neben sich: «Setzen Sie sich für einen Drink zu uns! Allein unterhält es sich so schlecht.» Sofort kommt der Fremde der Aufforderung nach. «Sie sind Reporter?» beginnt Brenton das Gespräch. Der Mann nickt. «Mein Name ist Jefferson, ich schreibe für die Tiere.»

«Dann müssen Sie in den Busch gehen, denn in der Bar gibt es höchstens Moskitos, vielleicht auch hin und wieder einmal einen Floh von einem dreckigen Nigger», lacht Brenton.

«Sie haben mich mißverstanden. Ich schreibe nicht über, sondern für die Tiere», gibt der Reporter ruhig zurück. Brenton ärgert die Sicherheit und Ruhe des Mannes.

«Ich sehe keinen Unterschied, wollen Sie so freundlich sein, das Geheimnis zu lüften», sagt Brenton ironisch.

Jefferson trinkt sein Glas aus, stellt es behutsam nieder, halt tief Luft, als wolle er einen langen Vortrag beginnen, und antwortet: «Ich schreibe für die Tiere, indem ich über die Menschen schreibe, die hier leben. Ich schildere, wie die Jagdgesetze umgangen werden, wie das Wildern zunimmt und die Geschäfte mit geschmuggeltem Elfenbein und Rhinohörnern blühen.»

«Kurz gesagt, Ihre Aufgabe ist es, sich unbeliebt zu machen», lacht Brenton.

«Darüber habe ich noch nicht nachgedacht», sagt Jefferson und schaut in sein leeres Glas, als wolle er nachzudenken beginnen. Aber plötzlich schaut er Brenton an, und eine Frage klingt wie der Anfang zu einem Verhör: «Sie jagen Großwild?»

«Sie haben es erraten, Mister Jefferson.»

«Warum jagen Sie?» fragt der Reporter weiter.

«Ich habe Urlaub. Es ist mein Hobby.»

«Sie haben keine Hemmungen, aus Vergnügen, zum Zeitvertreib zu töten?» forscht Jefferson. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fährt er fort: «Bitte, sagen Sie nicht, es sei ein gefährlicher Sport, mit Strapazen verbunden, und das Tier halte die Chance, zu entkommen oder sich zu wehren. Wie soll es sich dann wehren gegen zwei Büchsen? Oder haben Sie schon einmal gehört, daß einer der vielen tausend Jagdgäste, die seit Jahrzehnten nach Afrika kommen, um für Dollars, Francs oder englische Pfund zu morden, einen Jagdunfall gehabt hat? Bisher haben nur die Gejagten geblutet, nie die Jäger.»





«Ich verbitte mir die »Moralpredigten.« begahrt Brenton auf. Aber den Reporter stört dieser Einwurf nicht. Er winkt arglos ab und spricht weiter: »Der Gentleman neben Ihnen ist wahrscheinlich Whitehunter, sicher ein ausgezeichneter Schütze, und wenn ich richtig informiert bin, auch ehrenamtlicher Wildhüter, wie sein Kollege Frank Thiesen, der vor wenigen Tagen aus dem Masailand kam, wo er Elefanten schießen wollte, denn er hat auf seinem Jagdschein noch zwei Elefanten frei. Auf dem Jagdschein seiner Frau, die nie in ihrem Leben eine Flinte in der Hand gehabt hat, aber in jedem Jahr einen Jagdschein erwirbt, stehen auch zwei Elefanten und zwei Nashörner. Im Masailand gibt es noch Elefanten mit schweren Zähnen. Die heben sich die Berufsjäger für den persönlichen Bedarf auf. Dorthin wird selten ein Jagdgast geführt, denn für die Jagdgäste sind auch die Elefanten mit kleinen Zähnen gut genug. Frank Thiesen kehrte ohne Elfenbein zurück. Dafür lauten im Masailand fünf angeschossene Elefanten umher. Frank hatte zwar nur eine Lizenz für vier Elefanten, aber er kann schlecht zählen. Sprechen Sie bitte nicht darüber, sonst verliert Frank seinen Ausweis, der ihn als ehrenamtlichen Wildhüter auszeichnet, denn es ist verboten, auf den Jagdschein einer anderen Person zu jagen, und außerdem müssen angeschweißte Tiere verfolgt und zur Strecke gebracht werden. Aber dazu hatte Frank keine Zeit, denn auf ihn wartet in Nairobi ein Jagdgast.»

Vor drei Tagen verwundete das Geschöß, das auf dieser Patrone saß, einen Elefanten im Forstreservat des Meru.» Jefferson zieht eine Patronennulose aus der Tasche und hält sie John Anderson unter die Nase. Ein Neger von Piet Torsens Farm gab sie mir für drei Schilling. Er sah, wie zwei Buren aus einem Landrover heraus auf Elefanten schossen. Das Tier brach zusammen und verlor Blut. Es ist also getroffen worden. Aber die Buren waren zu dieser Zeit nicht, wie der Neger aussagt, auf der Ngare Nanyuki Straße, sondern im Georges Hotel in Arusha. Der Inder, dem dieses Hotel genort, schwor jeden Eid, daß die Buren vor drei Tagen, als auf den Elefanten geschossen wurde, in seinem Hotel saßen und Coca Cola tranken.» Brenton brüllt Jefferson an: »Behalten Sie diesen Klatsch für sich. Ich habe Sie nicht darum gebeten, mir Geschichten zu erzählen.»

«Gefallen sie Ihnen nicht?» fährt Jefferson unbeirrt fort. «Sie werden von diesen Geschichten doch nicht betroffen. Sie jagen doch ganz legal. Sie bezahlen gute Dollars für jeden Elefanten. Was kostet eigentlich das Leben eines Elefanten? Fünfhundert Dollar, wenn Sie die Unkosten der Safari mit berechnen, oder mehr? Fünfhundert Dollar sind schwer zu verdienen, wenigstens von denen, die dafür arbeiten müssen. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, daß Sie schuld am Aussterben der Elefanten haben, denn Sie schießen doch jährlich höchstens zwei Elefanten, und die tausend Dollar, die Sie dafür bezahlen müssen, werden für den Schutz der Tiere angelegt. Wissen Sie das? Die Begründung für den Verkauf von Jagdscheinen lautet: Das Geld wird für die Betreuung der Nationalparks und Reserven verwendet. Ist das nicht lustig? Ich finde, daß es der beste Witz des Jahrhunderts ist. Aber ich habe viel Verständnis für diese Begründung, denn von den Geldern, die aus den Kaffeepflanzungen und Sisalfarmen kommen, müssen doch die Dividenden der Aktionäre bezahlt werden. Der Kampf gegen die eingeborenen Wilderer, die mit Giftpfeilen jagen, kostet auch viel Geld. Die Neger sind eben zu dumm, um zu begreifen, daß es nur gestattet ist zu töten, wenn man

vorher dafür Geld bezahlt, das Fleisch den Geiern überläßt und die Hörner in seiner Villa aufhängt. Sie wollen nicht verstehen, daß es ein Verbrechen ist zu toten um das Fleisch zu essen, und daß ein Mensch mit weißer Hautfarbe vieles tun darf, was für einen Menschen mit schwarzer Hautfarbe verboten ist. Sie können sich auch im Georges Hotel kein Alibi holen, weil das Betreten des Hotels Negern verboten ist, und die Trophäen können sie auch nicht in ihren Villen aufhängen, weil sie keine Villen haben, sondern Hütten aus Ästen, Lehm, Gras und alten aufgeschnittenen Blechkanistern. An solchen Wänden hält kein Nagel.

«E. wird in Arusha nicht gern gesehen, wenn Fremde ihre Nase in anderer Leute Angelegenheiten hängen, Miller Jefferson», sagt John ruhig und bedeutet dem Neger an der Bar, ihm noch einen Whisky einzuschenken. Dann fährt er ruhig fort: «Ich möchte Ihnen den guten Rat geben, Ihre Zelte in Arusha abzubrechen. In London, Paris oder New York gibt es noch viel mehr schmutzige Wasche zu waschen als unter dem Äquator.

«Ich habe nicht vor, die schmutzige Wasche der Berufsjäger zu waschen, das hat Ihr Kollege Hunter selbst reichlich besorgt, als er seine Biographie veröffentlichte. Bedauerlich ist nur, daß seinem Beispiel so wenig gefolgt sind. Es haben zwar auch andere Whitehunter Bücher über ihre Erlebnisse herausgegeben, aber leider dabei wesentliche Ereignisse vergessen. Sie wissen doch sicher, daß Ihr Kollege Keyser, als er eines Tages von einem Löwen angegriffen wurde, hinter seine Frau sprang und als vollendeter Kavalier ihr den ersten Schuß überließ. Er hätte sich nur nicht überlegt, daß für einen zweiten Schuß keine Zeit geblieben wäre. Mir wurde die Geschichte gestern Abend im Kings Hotel erzählt, aber ich werde sie morgen vergessen haben, denn es geht mir nur um die Tiere. Keyser hat diese Geschichte auch längst vergessen, sonst hätte er in einem Buch davon geschrieben. Interessanter ist der Inspektor der großen Kaffeeplantage in Kenia, der im Tsavo Nationalpark jagte, das Fleisch an die Neger verkaufte und von den Gerichten freigesprochen wurde, weil sein Chef einer der maßgeblichsten Aktionäre von Nairobi ist. Als er den Gerichtssaal verließ, fragte er die Richter, wo das nächste Waffengeschäft sei, denn er wolle sich ein ordentliches Jagdgewehr kaufen. Sie kennen doch sicher diese Geschichte?»

John schlägt mit der Faust auf die Theke, daß die Gläser klirren. «Verdammter Schnüffler! Zum letztenmal rate ich Ihnen, verlassen Sie Arusha!»

Jefferson dreht sein Glas zwischen den langen, dünnen Fingern, rückt vom Barhocker, legt seine Hand auf John Andersons Schulter und sagt ruhig: «Ich bin dankbar für jeden gutgemeinten Rat, vorläufig aber kann ich Ihrem Wunsch noch nicht nachkommen. Die Leute von Arusha haben mir noch viel zu erzählen. Sie haben so selten Gelegenheit, ihre Neuigkeiten an den Mann zu bringen, denn alle Ereignisse sprechen sich so schnell herum, daß sie keine Neuigkeiten mehr sind, wenn man sie dem Nachbarn erzählen will. Da kommt ein Fremder, der nichts weiß, nichts kennt. Er ist wie die Steppe vor der Regenzeit, die jeden Tropfen aufsaugt und auch Wolkenbrüche gut verträgt. Wenn es allerdings zu lange geregnet hat, dann bleiben Pfützen stehen, und der Wunsch nach Regen wird bald von dem Wunsch nach Trockenheit abgelöst. Sie sind eben in eine Pfütze getreten. Aber regnen ließen es Ihre Landsleute. Guten Abend.» Jefferson verneigt sich freundlich lächelnd vor Brenton und Anderson, schlendert an den Tischen vorüber und geht zur Tür hinaus.







Jefferson geht zur Post. Eine zierliche, kleine Goanesin überreicht ihm mit freundlichem Lächeln einen Brief seines Verlegers, der ihm viel Erfolg für seine Arbeit wünscht. Welcher Erfolg ist gemeint? denkt Jefferson. Was wird sein Bericht an dem Geschehen in Afrika ändern? Die Leser seiner Artikel werden ergriffen, vielleicht auch empört sein. Tierschutzvereine werden ihn in ihren Schriften zitieren, und einige wenige Protestschreiben werden an die Regierung gerichtet werden. Mütter werden ihren Kindern im Zoo sagen, wenn sie vor den Elefanten stehen, daß es böse Menschen gibt, die in Afrika Elefanten tötenschießen, und wenn die Kinder fragen, wo dieses Afrika ist, werden die Mütter sagen, daß es weit, sehr weit entfernt ist, daß man über ein großes Meer fahren muß, daß dort schwarze Menschen wohnen, die Neger genannt werden, und sie werden den Kindern, um dieses Afrika ganz eindrucksvoll zu schildern, das Gedicht von den zehn kleinen Negerlein aufsagen. Jefferson ist unzufrieden mit sich und seiner Arbeit. «Sinnlos, völlig sinnlos», murmelt er vor sich hin und muß an seine Berichte denken, die er während des Krieges über das Elend in Korea schrieb. Sie wurden nur zum Teil veröffentlicht, weil es aus taktischen Gründen nicht tragbar war, solche Berichte zu bringen. Er hatte die Briefe an seine Mutter geschickt. «Was mußt du durchgemacht haben, Junge», hatte sie gesagt. «Dieser Schmutz, diese Hitze, die ekelhaften Krankheiten, der Durst und dieser furchtbare Krieg.» Er hatte gewartet, heimlich bittend, fast flehend gewartet, daß sie etwas über die Menschen sagen möge, deren Leid er geschildert hatte. Aber seine Mutter hatte nur von ihm gesprochen.

Jefferson steht vor dem New Arusna Hotel. Eine Frau, in Khaki gekleidet, mit einem Tropenhelm, unter dem lange blonde Locken hervorquellen, hebt zwei Gewehre aus einem Kraftwagen und übergibt sie einem Neger, der sie ins Hotel trägt. Ihm folgen zwei Boys, die schwere Koffer schleppen. Eine neue Jagdsafari ist eingetroffen.

Kaum zwei Meilen von Saidis Hütte entfernt liegt der Kadaver des Elefanten. Geier sitzen auf seinem durch Verwesung geblähten Leib, hocken um den für sie noch unerschlossenen Fleischberg herum und warten, bis die Fäulnisgase die Haut sprengen oder die scharfen Zähne der Hyänen den Leichnam anschneiden, denn ihre Schnäbel können nicht in die feste Haut des Riesen eindringen. Einige der gefiederten Totengräber hacken die Augen heraus, fahren mit ihren langen, fast nackten Hälsen in das geöffnete Maul, haben die dünne Haut am After zerstört und versuchen mit aller Kraft, Stücke des Darmes aus dem Körper zu zerrren. Viele kreisen mit ausgebreiteten Flügeln über der Beute und melden ungewollt durch ihren Flug den Fund über viele Meilen weit den Artgenossen, die in entfernten Gebieten auf Nahrungssuche sind.

Auch Saidi erblickt die Geier, als er aus seiner Hütte tritt. Auch ihm künden sie den Tod des Elefanten. Er denkt nicht an das Fleisch, aber an die Zähne des Bullen. Der Bwana hat solche Zähne oft nach Arusna gebracht und dafür viele Schillinge bekommen, mehr Schillinge, als Saidi in einem Jahr für seine Arbeit auf der Farm erhielt. Er hockt sich vor der Hütte nieder. Uliko braucht Mais. Fleisch ist genug vorhanden. Fleisch ist fast täglich in der Schlinge, aber Mais muß er kaufen. Für die Zähne des Elefanten würde er viel Mais bekommen. Auch Schuhe könnte er kaufen und ein Hemd, vielleicht sogar eine Maschine, die Musik macht. Er denkt

an das Grammophon, das sich Tani gekauft hat. Viele Nächte lang haben sie vor dieser Musikmaschine gegessen und gelauscht, bis das Herz der Maschine zersprang. Leise summt er eine Melodie, die ihm im Gedächtnis geblieben ist, vor sich hin und lächelt zufrieden. Er schaut zum blendenden Himmel hoch, beschattet seine Augen mit der Hand und sucht die kleinen, schwarzen, kreisenden Punkte im durchlichteten Blau. Sie fliegen noch über dem Elefanten. Er braucht nur hinzugehen und sich die Zähne zu holen. Saidi singt ein altes Lied, das die Männer seines Stammes sangen, wenn sie auf Jagd gingen. Es sind dumpfe Kehllaute, die fast schluchzend, dann wieder in der Lautstärke anschwellend, wie ein gellender Kampfruf über seine Lippen kommen. Saidi wiegt das große Buschmesser in seiner Hand, streicht über die breite Klinge und blickt wieder zu den Geiern auf. Er braucht nur hinzugehen und mit dem Buschmesser die Zähne aus dem Schädel zu hauen, die großen, dicken, weißen Zähne, die der Bwana so gern haben wollte. Der Bwana hat die Zähne nicht bekommen. Der Bwana hat auch den Elefanten nicht erlegt. Saidi hat den Elefanten getötet, Saidi gehören die Zähne, die langen, dicken Zähne. Saidi kann für die Zähne viel kaufen: eine Hose, ein Hemd, Schuhe, einen Hut, einen Regenschirm, eine Musikmaschine, ein Fahrrad, ein Messer, ein scharfes langes Messer und einen Gürtel, an dem das Messer hängt. Für Uliko wird er ein Kleid kaufen, ein buntes Kleid, wie es die Frauen in Arusha tragen. Saidi lächelt, und sein Lied ist kein Kampflied mehr. Die Melodie wird lockend, werbend, wie sie die Burschen singen, wenn sie vor den Mädchen tanzen. Seine Blicke gleiten über Ulikos Körper: Ein Kleid wird sie tragen, bunt und dünn. Ihr Körper wird durch das Kleid hindurchleuchten, wie er es gesehen hat, als sie von den weißen Bwanas kam, die sie gelehrt hatten, zu einem anderen Gott zu beten. Damals trug sie ein weißes Kleid. Aber sie soll ein buntes tragen, so bunt wie die Steppe nach der Regenzeit, und ihr schwarzer Leib soll unter dem Grün des Kleides dunkel liegen, wie die regenfeuchte schwarze Erde der Steppe unter dem saftigen Grün des Grases liegt. Sie wird vor der Musikmaschine tanzen, abends, wenn das Feuer in der Hütte brennt. Er braucht nur aufzustehen und zu den Geiern zu gehen. Dort sind die Zähne. Saidi wird mit Hut, Hemd, Hose, Schuh und Regenschirm durch Arusha gehen. An seinem Gürtel wird ein großes Messer hängen. Alle werden Saidi nachschauen, weil er ein großes Messer hat und einen Regenschirm. Tani wird fragen, woher kommst du, und wer hat dir einen Regenschirm und ein Messer gegeben? Aber Saidi wird lachen und wird sagen, die Geier haben mir Schirm, Hut, Hose, Hemd, Messer und Musikmaschine gegeben. Saidi erhebt sich und geht in die sonnenüberstrahlte, flimmernde Steppe hinein. Er denkt nicht mehr an die Zähne, nur noch an das blinkende, blitzende Messer, an das bunte Kleid, das sich verlockend über Ulikos Leib spannen wird, an die Musik, die aus der Maschine kommt, an den Schirm, den er tragen wird, wie früher die Häuptlinge als Zeichen ihrer Würde die Schwänze der Gnus und Giraffen trugen. Er geht zum Elefanten, um sich viele verlockende Dinge zu holen. Die Geier recken ihre Häuse, als sich Saidi dem Kadaver nähert. Sie hüpfen schwerfällig zur Seite und fliegen schließlich auf, um nach wenigen Flügelschlägen, die sie kaum über den Boden erheben, wieder zu hocken und zu warten. Saidi steht vor dem geblähten Riesen. Fliegen mit grünschillernden Körpern schwärmen zu Tausenden um ihn herum, als sein Busch-





meiner pieleri ch hier in den Bauch des Riesen fährt. Dann legt Saidi auf den breiten Schädel, und in der Gluthitze der sengenden Sonne führt er mit seinem Buschmesser einen Hieb nach dem anderen auf die harten Knochen des Oberkiefers. Saidi keucht. Mit stinken dem, geronnenem Blut bespritzt, arbeitet er schwitzend, von Schmeißfliegen umschwärmt, und nur kleine Knochensplinter trennen seine Schläge von dem mächtigen Schädel. Aber nach Stunden lockert sich endlich der erste Zahn und rutscht zum Boden hinab. Schwerer ist es, den zweiten Zahn zu lösen, denn der Elefant liegt auf der Seite, und das Gewicht des gesturzten Tieres hat den Zahn tief in den Boden gedrückt. Erst als die Schatten des Abends sich schon dehnen, ist auch der zweite Zahn aus dem Knochen geschlagen. Saidi zieht den langen, schwammigen Nerv aus der Zahnhöhle, und mit dem druckenden Gewicht des schweren Elfenbeines auf seiner Schulter tritt er den Weg zurück zur Hütte an. Den anderen Zahn wird er mit Uliko zusammen unter dem Kadaver hervorziehen.

Der Mond ist längst über den schneebedeckten Gipfeln des Kilimandscharo aufgestiegen, als Uliko den zweiten Zahn vor der Hütte niederwirft. Sie hat den über einen Zentner wiegenden Zahn auf dem Kopf getragen. Saidi lachet. Er hat noch nicht darüber nachgedacht, wem er die Zähne in Arusha verkaufen will. In dieser Nacht kann er noch lange nicht schlafen. Auch Uliko ist munter und schaut zur Decke der Hütte, in die Termiten mit ihren scharfen Kiefern Löcher nagen. Holzwurm und durre Blätter rieseln herab. Auf der Steppe klingt das Heulen der Hyänen, die sich am Elefanten eingefunden haben.

«Wir müssen die Hütte verlassen», sagt Saidi. Uliko schweigt. «Die Geier werden den Bwanas sagen, wo wir sind. Sie werden uns finden und in die Boma sperren, wenn sie den Elefanten ehen. Morgen gehen wir fort.»

«Wohin gehen wir?» fragt Uliko.

«Ich weiß nicht, aber wir müssen fortgehen», antwortet Saidi und setzt nach einer Weile hinzu: «Wir verstecken die Zähne. Wenn die Regenzeit vorüber ist, werden die Bwanas nicht mehr daran denken, daß ein Elefant mit einem Pfeil erschossen wurde. Dann holen wir die Zähne und tragen sie nach Arusha.»

«Wo holen wir Mais?» fragt Uliko.

«Auf Bwana Torsens Farm holen wir Mais, wie die Tiere, die in der Nacht kommen und Mais fressen», sagt Saidi, und damit sind für ihn alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt.



## Hunger und Trophäen

Zwei Wochen sind Saidi und Uliko schon bei den Wameru, deren Hütten in den Wäldern hinter Torsens Farm stehen. Saidi hat ihnen als Gastgeschenk Fleisch mitgebracht. Er hat gesagt, daß er einen weißen Bwana auf der Jagd begleitet hat. Der Bwana habe für ihn einen Impala geschossen. Aber drei Tage später hat er einen Buschbock gebracht, und die Wameru haben ihn nicht gefragt, wer ihm dieses Fleisch gab. Jeden Morgen, wenn die Nebel noch über den Wäldern und Feldern hängen, geht Saidi aus dem Dorf und kehrt erst spät abends zurück, wenn die Sonne längst untergegangen ist. Den Bogen und die Pfeile hat er nicht gewagt, den Wameru zu zeigen. Er fürchtet, daß sie während ihrer Arbeit auf Torsens Farm davon erzählen könnten, daß es Torsen erfährt und ihn die weißen Bwanas holen, um ihn in die Boma zu sperren. Im Wald ist es aussichtslos, Tiere mit Schlingen zu fangen, denn in ihm leben nur Dik-Diks, deren Fleisch höchstens für eine Mahlzeit reicht, und schwere Tiere, wie Büffel und Elefanten, die keine Schlinge festhält. Saidi muß in die Buschsteppe gehen, wo Riedböcke, Impalas und andere Antilopen vorkommen. Aber die Buschsteppe gehört zu Torsens Farm.

Saidi schleicht sich, noch ehe die Farmarbeiter ihre Hütten verlassen haben, durch die Felder. Als er das Riedgras am See erreicht hat, geht er zu der umgestürzten Sumpfkakazie, unter deren Stamm er seinen Bogen und den Köcher mit den Pfeilen verborgen hat. Dann folgt er dem Wechsel der Nashörner bis zur Suhle. Hier enden zahlreiche Wildpfade. Auf einem dieser Wechsel legt er täglich seine Schlinge aus, und jeden Tag schaut er nach, ob sich ein Tier gefangen hat.

Heute ist die Schlinge wieder leer. Ein Schakal ist, wie die Fährten im Staub beweisen, vorsichtig um den Draht herumgegangen. Ein Ducker ist über die Schlinge hinweggesprungen. Saidi folgt weiter dem Pfad, der über einen Hügel hinwegführt. Unter einer Flötenakazie setzt sich Saidi nieder und schaut vom Hügel herab weit über das Land bis zu den Seen. Er sieht einen Buschbock, dessen rotbraunes Fell aus dem Grün der Büsche hervorleuchtet. Der Bock beißt die Blätter eines Strauches ab. Aus dem See tauchen die breiten Schädel der Flusspferde auf und verschwinden wieder unter dem Wasser. Ein Nashorn zieht, gefolgt von einem Kalb, am See entlang und verschwindet hinter der breiten Krone einer Kandelabereuphorbia, die sich zwischen Saidi und dem Seeufer aus der Steppe erhebt.

Rauchgeruch weht an Saidis Nase. Er steht auf und sucht das Feuer. Blauer Dunst steigt am Schilfdickicht auf, wird schnell stärker und wandelt sich zu dicken Rauchwolken. Die Steppe brennt. Der Wind weht zum See hin. Am Wasser wird das Feuer sein Ende finden, wenn der Wind sich nicht dreht. Saidi hockt sich wieder nieder. Auch das Nashorn hat vom Feuer Witterung erhalten, denn in schwerfälligem Trab läuft es jetzt vom Seeufer weg in die Buschsteppe hinein. Mit steil nach oben gerichtetem Schwanz folgt ihm das Kalb. Saidi kann ihnen mühelos mit den Augen folgen. Die Nashornkuh hat ein langes Horn, so wie es sich der Bwana wünscht, denkt Saidi. Ein solches Horn wird gut bezahlt. Er kennt einen Inder, der solche Hörner kauft. Saidi könnte das Horn leicht unter einer Decke verbergen und nach Arusha tragen, viel leichter als die langen, schweren Zähne des Elefanten, die Saidi neben seiner Hütte in der Steppe vergraben hat. Für das Geld, das ihm der Inder zahlt, wenn er ihm das Horn bringt, kann er sich ein Hemd, einen Regenschirm und ein Messer kaufen.

Immer näher kommt das vor dem Feuer fliehende Tier. Saidi zieht einen Pfeil aus dem Köcher und legt ihn auf den Bogen. Plötzlich bremst das Nashorn seinen schnellen Lauf. Staub wirbelt hoch und verbirgt die Nashornkuh und ihr Kalb, das sich dicht an den Leib der Mutter drängt. Ein lautes Schnauben zeigt an, daß sie Witterung von Saidi erhalten hat. Mit erhobenem Kopf fährt sie herum und steht kaum dreißig Meter entfernt von Saidi, der den Bogen hochreißt und die gespannte Sehne abschnellen läßt. Der Pfeil jagt davon, aber schwirrt dicht über den Kopf des Nashorns hinweg. Ein drohendes Schnauben ist die Antwort. Schwere Füße stampfen den Boden. Das Nashorn greift an. Saidi zerrt einen zweiten Pfeil aus dem Köcher, aber als ihn die Sehne abschleudert, ist das erregte Tier schon vor ihm. Es senkt den Kopf. Saidi sieht das Horn auf sich zufahren, will zur Seite springen, um den Riesen an sich vorüberlassen zu lassen, aber er gleitet aus, spürt den Atem des Tieres in seinem Gesicht und schreit. Ein furchtbarer Schmerz fährt in seine Beine. Er brüllt. Dann schwinden ihm die Sinne. Die Sonne steht groß und glasig über ihm.

Auch auf der Farm ist das Feuer bemerkt worden. Torsen prüft den Wind. Noch steht er

günstig, er treibt das Feuer von den Feldern hinweg. Aber er kann sich im Laufe des Tages drehen. Feuerwachen müssen ausgestellt werden. Torsen beauftragt Kissiwa, mit zwei Negern zu den Hügeln am See zu gehen und Alarm zu schlagen, wenn der Wind sich dreht.

Als Saidi aus seiner Ohnmacht erwacht und aufstehen will, reißt ihn der stechende Schmerz in den Beinen zurück. Das Nashorn ist über ihn hinweggelaufen. Seine Beine sind gebrochen. Das Feuer, denkt er, das Feuer kommt. Er schreit, schreit, bis seine Stimme heiser wird. Er schließt die Augen. Ein Schatten legt sich über sein Gesicht. Der Rauch, denkt Saidi, der Rauch ist da, bald folgt ihm das Feuer. Aber er wird gepackt, und als er erschreckt die Augen aufreißt, sieht er Kissiwa, der sich über ihn beugt. Hände packen seine Schultern. Er wird angehoben, und als die Neger seine Füße fassen, um ihn zu tragen, schreit er auf und fällt in eine tiefe Ohnmacht.

Die Nashornkuh hat ihren Wechsel erreicht. Langsam trottet sie durch den Akazienwald. In ihrem Hals steckt ein kleiner Pfeil. Sie betritt den Schilfgürtel, spritzt Harn hinter sich in das Gebüsch, setzt Kot ab, wie sie es täglich an diesem Orte tut, zerwühlt mit ihren Hinterbeinen die Haufen der Kotballen und zieht weiter zur Suhle. Das Kalb folgt ihr. Sie hat das Bedürfnis, sich im feuchten Schlamm zu wälzen. Heiß brennt die Sonne auf ihren breiten Rücken. Madenhacker laufen an ihrem Bauch entlang, picken nach Zecken, die in den Hautfalten zwischen dem Leib und den Beinen sitzen, fliegen auf und landen wieder auf dem mit schweren Schritten dahintrittenden Tier. Giraffen, die am Waldrand stehen, unterbrechen ihre Mahlzeit, schauen zum Nashorn und wenden sich wieder den grünen Blättern zu, die der Regen aus den Zweigen trieb. Mit ihren langen dunklen Zungen umfassen sie die Zweige und streifen die Blätter ab.

Das Nashorn hat die Suhle erreicht. Tief versinken die Beine im Schlamm. Der schwere Körper wälzt sich im Morast, bis es kaum eine Stelle an ihm gibt, die nicht mit Schlamm bedeckt ist. Ruhig liegt das Nashorn in der Suhle. Es schließt die Augen und empfindet wohligh die feuchte Wärme an seinem Leib. Das Kalb steht mit hängendem Kopf neben der Mutter. Auch ihm sinken die Lider über die müden Augen.

Vom See klingt das grelle Zetern der Nilgänse. Dann ist es wieder still. Kleine blaue Finkenvögel flattern in den Dornenbüschen und picken nach Pflanzensamen. In der Steppe ruft ein Buschkuckuck.

Vom Gipfel eines Baumes blickt ein Gaukler über den See. Mit seinem breiten Kopf ähnelt er einer Eule. Auch ihn lähmt die Mittagshitze, die bleiern auf allen Lebewesen lastet und nur das Gezänk der Nilgänse nicht eindämmen kann, denn wieder erklingt aus dem Schilf das schnatternde Geschrei der ewig Unverträglichen.

Ein Zittern geht durch den Körper der Nashornkuh. Schlamm spritzt auf. Wie von einer Kugel getroffen, wirft sich das Tier herum, springt hoch, steht zitternd und traubt auf den Schilfgürtel zu. Schon nach wenigen Schritten bricht die Nashornkuh zusammen, überschlägt sich, kommt wieder auf die Beine, dreht sich aufgeregt prustend um sich selbst und rennt zur Suhle zurück. Doch ehe sie das Schlammbad erreicht, versagen ihr die Vorderbeine den Dienst. Noch im Trab schlägt sie mit dem Kopf hart auf den Boden. Ihre Augen sind weit aufgerissen, blutiger Schaum läuft aus der Nase. Sie röchelt unter der Anstrengung, wieder

auf die Beine zu kommen. Das Kalb läuft quiekend um die Mutter herum, stößt sie mit der Schnauze in die Seite und springt erschreckt zurück, als der massige Körper hinten zusammensackt. Die Beine ragen steif wie Säulen eines verfallenen Tempels auf und sinken nach Minuten erschlafft herab. Das ängstliche Quieken des Kalbes bleibt ohne Antwort.

Der Todeslauf der Nashornkuh hat alle Tiere am See aufgeschreckt. Ein Rudel Wasserböcke, das wiederkäuend im Schatten der Akazie lag, steht und sichert. Der Gaukler kreist über dem Galeriewald, und die Giraffen sind in schwankendem Galopp in die Buschsteppe geflohen. Laut klingt das Klagen des Nashornkalbes durch die Stille am See.

Vergeblich versucht das Tier, die Mutter durch Stöße in die Weichteile zum Aufstehen zu bewegen. Als das kleine Maul mit der spitzen Oberlippe nach dem Gesäuge tastet, fährt es erschrockt zurück. Der Körper ist kalt und steif. Trotzdem bleibt das Kalb laut klagend in der Nähe der Leiche. Was sollte es auch tun? Noch hat es nicht gelernt, feste Nahrung aufzunehmen, und war ganz auf den mütterlichen Milchquell angewiesen, der versiegt ist.

Während an anderen Tagen um diese Zeit die Wasserböcke aus dem Wald treten, um zu trinken, und die scheuen Buschböcke über die Lichtung in das Schilf springen, wo sie ihren Durst stillen, ist heute kein Lebewesen zu sehen. Nur die Nilgänse zetern weiter, und auch die Meerkatzenhorde, die im Akazienwald ihr Territorium hat, findet sich am See ein. Vorsichtig das nur mit Schilf und Gras bestandene Ufer nach Feinden absuchend, sitzen sie in den Zweigen der Akazie, die dem Wasser am nächsten steht. Bald wagt einer der Affen den ersten Sprung zum Boden hinab, läuft zum See, bückt sich zum Wasser nieder, trinkt hastig und schaut mit hochgezogener, gerunzelter Stirn nach Gefahren aus. Schneller noch als er zum Ufer rannte, ist er wieder in den Zweigen einer nahen Akazie, um dort auf die anderen Gefährten der Horde zu warten, die alle, einer nach dem anderen, zum Trinken an den See laufen. Als der letzte, ein starkes altes Männchen mit langen, spitzen Eckzähnen, wieder bei der Horde ist, wandern sie, auf den starken Ästen der Akazien laufend, tiefer in den Wald hinein zu ihren Schlafbäumen. Näherten sie sich dem See lautlos, so bellen und quietschen sie bei ihrem Rückzug um so lauter.

Auch die Ibisse verlassen jetzt die saftigen Wiesen des Seeufers, die sie tagsüber nach Nahrung absuchten. Im Schwarm steigen sie auf, fliegen laut krächzend noch eine Runde über dem Galeriewald und entfernen sich in Richtung des Sumpfes, wo sie auf der breiten Krone einer Schirmakazie die Nacht verbringen. Aus dem Wasser tauchen die breiten Schädel der Flusspferde auf. Ihr grunzendes Brüllen klingt, als wollten sie warnen, bevor sie an ihrer Austrittsstelle ans Ufer steigen. Kleine Wellen schwappen an Land, wenn die breiten Körper sich aus dem Wasser heben und ihre Füße unter dem Druck ihres Gewichtes tiefe Löcher in den Schlamm treten. Bevor sie auf ihrem Wechsel den Galeriewald durchschritten haben, ist die Nacht hereingebrochen.

Noch immer steht das Nashornkalb bei der toten Mutter und drängt sich, vergeblich Schutz suchend, an den erkalteten Körper. Hunger quält das Tier. Immer wieder versucht es, am Gesäuge der Mutter seinen Durst zu stillen, aber kein Tropfen Milch tritt aus den Zitzen. Schließlich legt es sich müde zwischen den Beinen der Mutter nieder und schläft erschöpft ein.

Nach Mitternacht trägt der Wind dem Leoparden, der sich dem See nähert, die Witterung der Nashörner zu. Die gefleckte Raubkatze verharrt im Lauf, prüft noch einmal die Witterung und setzt ihren Weg fort. Nashörner sind keine Beute für Leoparden. Aber etwas ist ungewöhnlich an diesem Geruch, lockt ihn, trotzdem er sonst Nashörner meidet. Er ändert die Richtung seines Streifzuges. Unentschlossen verweilt er am Schilfrand, wo der Geruch des verspritzten Nashornurins ihm in die Nase steigt, und äugt zur toten Nashornkuh hinüber, neben der das Kalb steht. Aber er kann sich nicht entschließen, das Nashornkind anzugreifen. Der breite Körper des Muttertieres, der wie ein Findling schwer im Gras liegt und im Mondlicht deutlich erkennbar ist, hindert ihn daran. Er wendet sich um und verschwindet wieder im Schilf, nach anderer Beute suchend.

Am nächsten Morgen, als sich die Strahlen der aufgehenden Sonne im See spiegeln, traibt der Durst das Nashornkalb zum Wasser. Es macht die ersten Schritte seines Lebens ohne den Schutz der Mutter. Die breiten Ohren aufgestellt, jedes Geräusch prüfend, geht es zum Seeufer. Oft schreckt es vor Lauten zurück, die seine Mutter nicht beachtet hätte. Das Schnattern der Nilgänse läßt das Nashornkalb zusammenfahren. Quietschend rennt es einige Meter zurück, bleibt stehen, lauscht und nähert sich wieder vorsichtig dem See. Das Gras wird sumpfig, der Boden weich. Seine kleinen Trittsiegel füllen sich mit Wasser. Das ist nicht der Wechsel, den die Mutter benutzte, wenn sie zur Suhle oder Tränke ging. Schon beginnt der Boden unter dem Kalb zu schwanken. Aber der Geruch des Wassers lockt. Manchmal versinkt es mit den Füßen im Morast und kann sich nur mit Mühe aus dem klebrigen Schlamm, der hier keine Grasdecke mehr trägt, befreien. Schon blinkt wenige Meter vor seiner kleinen Schnauze das Wasser, als der Schlamm unter den Füßen des Tieres nachgibt und das Kalb bis zum Bauch versinkt. Mit vor Angst geblähten Nüstern und geweiteten Augen versucht es, dem klebrigen Morast zu entkommen. Aber die Füße sitzen fest. Der Kopf streckt sich hoch, und ein lautes Quietschen, ein ungehört verhallender Ruf nach der Mutter klingt über den See. Die Kräfte schwinden, die Versuche, der Umklammerung zu entgehen, lassen nach, der Kopf sinkt auf den Schlamm hinab. Am Abend finden sich die Geier ein, setzen sich auf den Rücken des ermatteten Nashornkindes, das nur noch wenig im Schmerz zuckt, als die Vögel ihre spitzen Schnäbel wie Dolche in die Augen des sterbenden Tieres schlagen.

Sechs Wochen liegt Saidi im Hospital. Nach seiner Entlassung findet eine kurze Gerichtsverhandlung statt. Der Tatbestand ist klar. Auf dem Besitz von Giftpfeilen steht Gefängnisstrafe. Außerdem gesteht Saidi, daß er Schlingen gelegt und einen Elefanten mit Giftpfeilen getötet hat. Auch das verendete Nashorn wurde gefunden. Die Gründe, die Saidi veranlaßten, zu wildern, interessieren den Richter nicht, und da Saidi nicht danach gefragt wird, spricht er auch nicht darüber. In letzter Zeit sind mehrere Wilderer aufgegriffen und bestraft worden. Saidi wird mit ihnen in Verbindung gestanden haben, wenn er auch leugnet, daß er Kumpane bei sich hatte. Das Urteil lautet: acht Monate Gefängnis.

Am See liegen in einer warmen, feuchten Erdwanne zwei Nashörner, eine Kuh und ihr fast erwachsenes Kalb. Sie lassen sich die heißen Sonnenstrahlen auf die Haut brennen. Zu Hunderten sitzen Fliegen auf den Schlammpanzern ihrer Bäuche und werden von den nach allen Seiten beweglichen Ohren verjagt, wenn sie über das Gesicht der Tiere laufen, um mit ihren

Rüsseln die Feuchtigkeit an den Lidrändern der Augen aufzusaugen. Sie kriechen in die Nasenöffnungen und kehren unermüdlich zu den Körperstellen zurück, die Nässe abscheiden, wenn sie durch Schnaufen oder unwilliges Hochwerfen der Köpfe verscheucht werden.

Am Schilfrand äst ein Rudel Wasserböcke. Langsam ziehen die Tiere zum Waldrand hinüber, wo eine Horde Meerkatzen im Schatten der Krone einer Schirmakazie ihre Mittagsruhe hält. Aus dem Wald klingt das Bellen von Pavianen. Sie laufen den Weg entlang, der zu den Maisfeldern führt. Es ist eine große Horde. Voran gehen einige erwachsene Männchen und ältere Weibchen. Ihnen folgen jüngere Weibchen, deren Neugeborene sich am Bauch ihrer Mütter angeklammert haben, während die Halbwüchsigen auf den Rücken der Mütter reiten. Die Nachhut bilden drei starke alte Männchen, die sich hin und wieder umschauen oder auch für einige Sekunden niedersetzen, um das Gelände hinter sich zu beobachten.

Von den Bäumen herab ertönen kurze, dumpfe Warnlaute. Die Colobusaffen haben die Paviane entdeckt und geben das Zeichen zum Rückzug, denn sie meiden die Nähe dieser unliebsamen Vettern mit den langen, dolchartigen Zähnen. Es raschelt in den Zweigen, weiße Haarmäntel wehen, und schon sind die Colobusaffen im dichten Blättermeer verschwunden.

Aus den Feldern klingt der Gesang der Feldarbeiter, die mit ihren Hacken die dunkelbraune Erde umwerfen. Ein Schwarm Perllühner rennt mit nach vorn gestreckten Köpfen laut schreiend über das Feld.

Am Seeufer sind Nimmersattstörche eingefallen. Langsam, ihre Beine hoch anhebend, steigen sie durch das flache Wasser. Kormorane sitzen auf abgestorbenen, vom Sturm in den See geworfenen Bäumen. Wie ausgebleichte Knochen ragen Stämme und Äste aus dem Wasser. Die schwarzen Vögel haben ihre Flügel ausgebreitet und die Schnäbel aufgesperrt. Hechelnd vibrieren ihre gelben Kohlen in der Mittagsglut.

Am Kadaver des Nashorns sitzen die Geier. Sie haben sich satt gefressen und hocken, kaum noch fähig, zu fliegen, mit vollen Bäuchen um das Aas herum. Auch ein Marabu hat sich eingefunden. Er steht mit eingezogenem Kopf zwischen den Geiern, und wenn einer der gefiederten Leichengräber ihm zu nahe kommt, fährt der nackte Hals des Marabus aus der weißen Halskrause hervor, und der wuchtige, lange Schnabel teilt gefährliche Schläge aus.

Ein Nashornbulle steigt schwerfällig den mit Akazienbüschen bestandenen Hang zum See herab. Der Wind trägt ihm die Witterung des brünstigen Nashornweibchens zu, das neben seinem Kalb am Seeufer ruht. Erregt zieht der Bulle den Duft durch die Nase und rennt im Trab den Wechsel herab. Manchmal bleibt er stehen, um erneut die lockende Witterung aufzufangen. Sein lautes Schnaufen weckt die Kuh. Sie fährt hoch, steht und wittert mit erhobenem Kopf. Auch das Kalb ist aufgesprungen und steht in gleicher Haltung neben ihr. Die Schwänze sind erhoben, die Ohren nach vorn gestellt. Noch ist der Nashornbulle vom Schilf verdeckt. Als er den Schilfrand erreicht hat, bleibt er stehen und nimmt den Geruch des Hornes auf, den vor wenigen Stunden die Kuh dort abgesetzt hat. Er löst sich, zerwühlt die geballte Losung mit den Hinterbeinen und tritt aus dem Schilf. Jetzt erspät auch die Kuh den Bullen, wirft sich herum und geht, von ihrem Kalb begleitet, ab. Aber auch der Bulle hat seinen schweren Trab beschleunigt. Staub wirbelt unter seinen Füßen auf. Schon nach wenigen Minuten hat er die Kuh erreicht. Mit erhobenem Kopf umkreist er sie, die schnaubend Scheinangriffe gegen ihn

startet. Das Kalb drängt sich dicht an seine Mutter. Jetzt ist die Luft ganz erfüllt von dem aufreizenden Duft des brünnigen Weibchens. In großem Strahl spritzt der Bulle Harn hinter sich. Plötzlich wirft er die Kuh herum, senkt den Kopf und greift an. Aber auch der Bulle hat den Kopf fallen lassen und fängt den Anprall der Kuh mit seinem breiten Schüdel auf. Die Hörner schlagen knallend aneinander. Der Angriff der Kuh kann das Begegnen des Bullen nicht dämpfen. Er drängt ihr nach, und als sie nicht, bleibt er ihr dicht auf den Füßen. Mitunter streift er mit seinem schweren Kopf über ihre Schwanzwurzel. Keuchend traben die beiden Kieen dahin. Das Kalb, erschreckt durch den ungestumten Bullen, versucht quiekend die Aufmerksamkeit der Mutter zu erregen. Aber der Bulle stoßt es zur Seite, und als es erneut den Kontakt mit der Mutter sucht, rennt er dem Kalb die Hornpitze in die Seite, daß es zusammenbricht. Hinkend bleibt das Kalb hinter den umeinander Werbenden zurück. Es blutet aus einer klaffenden Fleischwunde an der linken Schulter. Die Zeit ist gekommen, da es sich aus dem Schutz der Mutter begeben und seine eigenen Pfade wandern muß.

Der Bulle hat sein Ziel erreicht. Abgehütet hat sich die Kuh ihm gestellt. Sie wehrt sich nicht mehr, sondern kommt seinem Drängen entgegen.

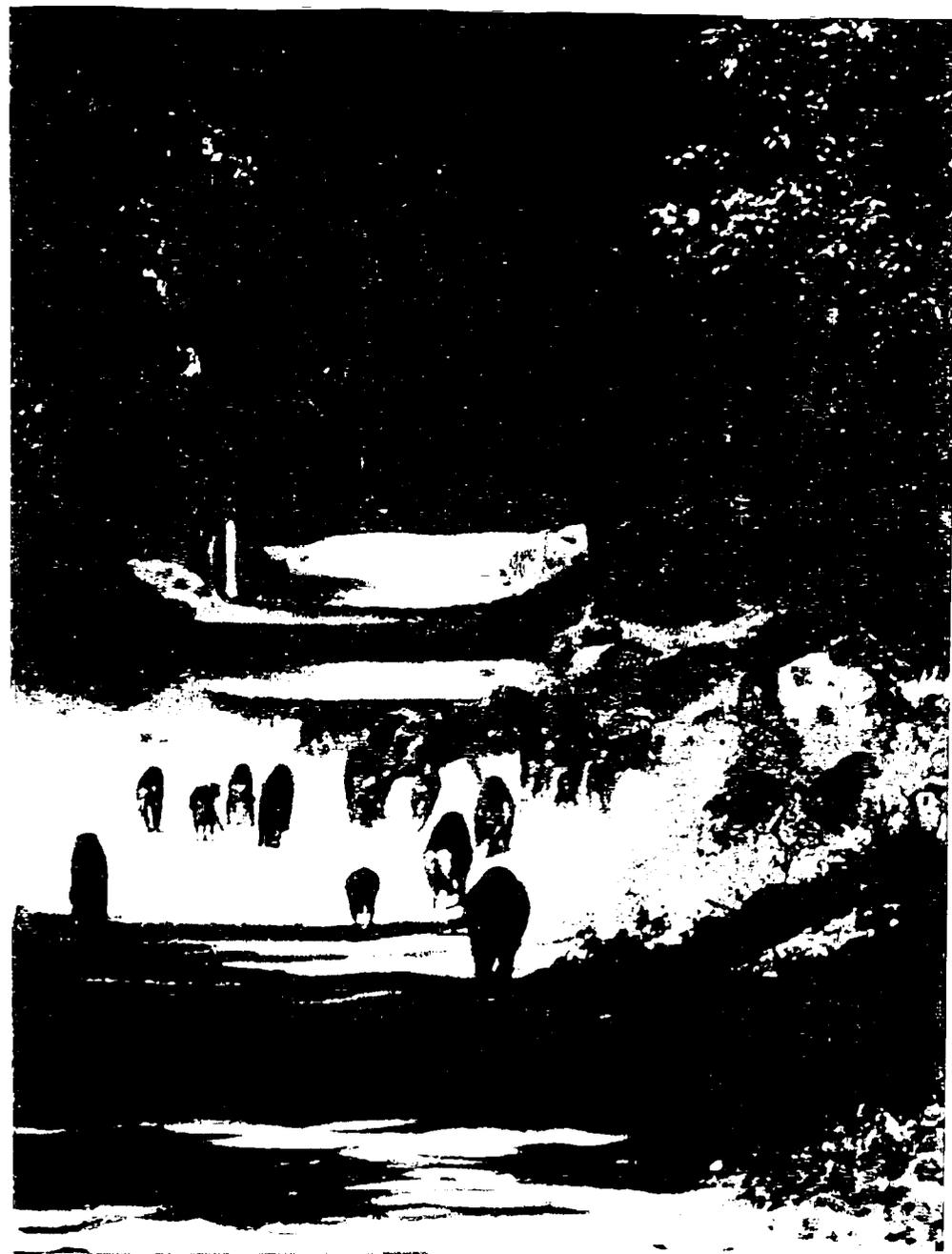
Am Waldrand stehen die Wasserböcke und äugen zum Ufer herüber. Meerkatzen kreischen, und über dem See kreist ein Schwarm klagender Ibisse, die von den Nashornern aufgejagt wurden. Mit schaukelndem Paßgang geht am anderen Ufer eine Giraffe entlang.

Eine Stunde später wandert das Nashornpaar gemein am zur Suhle. Mit Behagen wälzen sich die Tiere im Schlamm, der in die Fluten über ihren Rücken läuft, als sie dem warmen Morast entleigen und zum Waldrand ziehen, wo sie von den saftigen grünen Blättern der Straucher essen, die der letzte Regen hervortrieb.

Acht Monate später wird Saidi aus dem Getangnis entlassen. Er hat ein Brot und sein Hemd in ein Tuch gebunden und trägt es, an einem Stock hangend, über der Schulter. Als er am großen Satarhotel vorbeikommt, werden die Jagdtrophäen eines Amerikaners verpackt, der mit der Safarigesellschaft drei Wochen im Busch war. Hörner von Kuduantilopen, Kongonis, Impalas und Kaffernbuffeln liegen neben Feilen von Lowen, Leoparden und Zebras. Auch Zähne von Elefanten sind dabei, kleine Zähne, kaum fünfzehn Pfund schwer. Sie müssen einem noch nicht erwachsenen Elefanten gehört haben, denkt Saidi.

Der Whitehunter, der im Auftrag eines Jagdgastes das Verladen der Trophäen beaufsichtigt, ruft Saidi zu: «Wohin gehst du? Zu Torrens Farm zurück?» Nein, Bwana», antwortet Saidi. «Ich weiß es nicht. Komm zu mir», sagt Frank. «Ich brauche einen guten Wirt purer für meine Safari zum Manyara-See. Übermorgen früh meldest du dich bei mir. Aber sei punctlich, denn wir brechen zeitig auf.» Ja, Bwana», sagt Saidi und hockt sich am Straßenrand nieder. Er ist froh, daß er wieder Arbeit hat. Auf Safaris gibt es gutes Essen, viel Fleisch, denn die Bwanas schießen viele Tiere.

Aus dem Hotel tritt der Jagdgast. «Alle verpackt, Frank? fragt er. «In spätestens vier Wochen haben Sie die Trophäen in Amerika. Das Schiff fährt in drei Tagen von Mombasa», antwortet Frank. «In Ordnung. Lassen Sie es sich gut gehen, Frank, und denken Sie an meine Einladung. Wenn Sie nach den Staaten kommen, besuchen Sie mich. Sie können bei mir einen guten schottischen Whisky trinken und auf weichen, mit Zebrafell bezogenen Sesseln sitzen.» Der



Amerikaner drückt Frank lachend die Hand und steigt in den Wagen, der ihn zum Flugplatz bringt. Frank schaut ihm nach. Dann blickt er auf eine Uhr. Es ist Zeit, daß er nach Nairobi fährt, denn schon morgen kommen seine neuen Kunden, die er in Nairobi abholen muß. Ein junges Ehepaar auf Hochzeitsreise. Die Frau will einen Löwen schießen, und der Mann möchte einen Elefanten haben. Frank lachelt. Er wird ihnen ihre Wünsche erfüllen.

Hier endet die Skizze aus Saidis Leben, die leider keine frei erfundene Erzählung, sondern eine Folge von Begebenheiten ist, die ich auf meinen Ostafrikareisen erlebte oder die mir von glaubwürdigen Afrikanern berichtet wurden. Die Namen der Personen und den Ort der Geschehnisse habe ich verändert.

Ich betrachte es als meine Pflicht, auf die Gefahr hinzuweisen, in der ein erheblicher Teil unserer Tierwelt leidet, denn von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der aussterbenden Tierarten. Schon aus diesem Grunde stelle ich mich auf die Seite jener Menschen, die das Jagen aus Vergnügen und Geschäftsinteressen als unwürdig ablehnen und bekämpfen.

Es gibt Berufsjäger, die diese Ansicht teilen und denen es Mißbehagen bereitet, als Jagdführer von Luxussafaris wirken zu müssen. Als Rechtfertigung vor sich selbst führen diese Männer an, daß der geringste Teil der Opfer durch organisierte Jagdgesellschaften entteufelt, die größte Gefahr für die afrikanische Tierwelt aber in der Wilderei der Neger zu suchen sei. Auch diese Ansicht entschuldigt nicht das Töten aus Vergnügen oder Großmannssucht. Der Neger jagt hauptsächlich, um seinen Fleischbedarf zu decken, und es ist unmöglich, ihn zu überzeugen, daß es erlaubt ist, Tiere zu töten, um in den Besitz von Trophäen zu gelangen, es aber ein Verbrechen bedeutet, Wild zu erlegen, um den Hunger zu stillen.

Nach amtlichen Zahlen gibt es in Ostafrika 12 Millionen Rinder und 12 Millionen Schafe und Ziegen. Der Bestand wäre ausreichend, um die 17 Millionen Afrikaner, die in Ostafrika leben, mit Fleisch zu versorgen, wenn die Haustierhaltung vernünftig betrieben würde. Hier gilt es, erzieherisch zu wirken, denn durch Gesetze, die das Wildern verbieten, wird die Ursache nicht beseitigt.

Ich habe die mir bekannten Tatsachen benutzt, um die Zusammenhänge aufzuzeigen. Meinen Kindern widme ich das Buch, weil ich bemüht bin, sie so zu erziehen, daß sie sich auch für das Leben von Tier und Pflanze verantwortlich fühlen und in den Menschen aller Hautfarben ihre Brüder sehen.

9

In einer Höhe von 1900 Metern beginnt am Fuße des Meru, eines der größten ostafrikanischen Vulkane, der eine Fläche von 1600 km<sup>2</sup> bedeckt und eine Höhe von 4558 Metern erreicht, der Bergwald. Fast täglich liegen in den Morgenstunden Nebel über den Wäldern, und Gewitterschauer sind auch in den Trockenzeiten nicht selten. Die hohe Feuchtigkeit begünstigt eine üppige Entwicklung der Vegetation. Die Urwaldbäume sind von Flechten, Scharlotzerpflanzen und Lianen überwuchert. Nur auf den Wildwechsellern ist es für den Menschen möglich, in das Innere des Bergwaldes einzudringen.

10, 11

Von der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe schauen wir über den Manyarasee hinweg auf das weite Steppenland. Am Bruchstufenrand entspringen heiße Quellen. Die hellen Flächen, die sich rings um den Manyarasee ausbreiten, sind mit Natron bedeckt und werden während der Regenzeit vom See überschwemmt. Der Blick geht nach Osten auf den Kilimandscharo zu, der im Dunst verschwunden ist und dessen Gipfel von Wolken verhüllt wird. In den Wäldern am Bruchstufenrand leben Elefanten, und der Schilfgürtel des Manyarasees ist ein Zufluchtsgebiet für zahlreiche Kaffernbüffelherden. Leider ist nur das bewaldete Gelände, also das Westufer des Manyarasees, geschütztes Gebiet. Das Ostufer wird häufig von Jagdsafaris aufgesucht.

12

Das Blättermeer des Bergwaldes ist die Heimat der Meerkatzen und Colobusaffen. Während die Colobusaffen sehr selten auf den Boden herabkommen, überfallen die Meerkatzen häufig die Felder der Farmer. Sie werden deshalb auch von den Ackerbau treibenden Warusha und Wameru, den Negeren, die das Gebiet des Meru bewohnen, gejagt. Die Meerkatzen ernähren sich von den Blättern und Früchten des Waldes. Auch Insekten werden von ihnen verzehrt. Aber mit besonderer Vorliebe verspeisen sie die süßen Körner des reifenden Mais. Der Wald bietet ihnen Nahrung im Überfluß, und sie können es sich leisten, Futter zu verschwenden. Deshalb zerstören sie auch, wenn sie in ein Maisfeld eindringen, viel mehr Pflanzen, als sie verzehren, und richten großen Schaden an.

15

Ein Zwerg unter den Antilopen ist der Ducker. Die Dornenbuschsteppe und der Urwald sind sein Lebensbereich. Im Gegensatz zu den in Herden lebenden Elenantilopen, Gnus, Kongonis, Thomsongazellen und vielen anderen Antilopen, trafen wir die Ducker in Paaren an. Ihr zierlicher Körper, der vorn niedriger ist als hinten, gestattet es ihnen, durch dichtes Unterholz zu

schlüpfen und sich schnell im Dickicht den Blicken ihrer Verfolger zu entziehen. Im Körperbau ähneln sie unserem Reh, das auch ein Bewohner der Wälder ist. Dieselbe Umwelt hat auch denselben Bau des Körpers bedingt. Vor dem Auge, durch einen dunkelbraunen Strich gekennzeichnet, liegt eine Drüse, deren Sekret von beiden Geschlechtern an Zweigen, Steinen und Büschen ihres Wohnbereiches abgestrichen wird. Auf diese Weise markieren die Ducker mit dem Duft des Sekretes ihr Territorium gegenüber anderen in denselben Gebieten lebenden Artgenossen. So werden Duftmarken gesetzt, «Grenzpfähle», die andere Tiere mit ihrer leistungsfähigen Nase wahrnehmen. Ein hochentwickelter Geruchssinn und ein scharfes Gehör sind ihnen in der Unübersichtlichkeit des Urwaldes dienlicher als ein gutes Auge.

16, 17

Die Zwergantilopen sind keine so schnellen Läufer wie ihre großen Verwandten, die auf kurzen Strecken eine hohe Geschwindigkeit, oft mehr als 50 km/h entwickeln. Aber auch ihre Verteidigung gegenüber den natürlichen Feinden liegt in der Flucht. Oft drücken sie sich auf den Boden, der ganz der Farbe ihres Felles gleicht, und verschmelzen optisch mit ihrer Umwelt. Aber jede Tarnung hat nur Sinn, wenn der Feind seine Beute mit den Augen und nicht mit der Nase aufspürt. Deshalb sind Mensch und Raubvogel durch das Sichdrücken der Ducker zu täuschen, nicht aber hundartige Raubtiere, die sich hauptsächlich nach dem Geruch orientieren.

Auf dem von einem Gewittersturm entwurzelt und umgebrochenen Baum spazieren zwei Gelbhals-Frankoline umher. Wie auch andere Hühnervögel – zu denen sie zoologisch gehören – tragen sie an ihren Läufen Sporen. In der ostafrikanischen Steppe sind die Frankoline häufig in kleinen Gruppen zu finden. Sie suchen den Boden nach Pflanzensamen, Insekten und Würmern ab. Ihr Gelege besteht aus 10 bis 12 Eiern.

18

Die weißen Schulterbehänge und Schwänze der Colobusaffen leuchten aus der frisch belaubten Krone eines Nseseweabaumes hervor. Früher sahen die Zoologen in diesem Haarschmuck der Colobusaffen ein Tarnkleid, das den Bartflechten der Bäume im Nebelwald gleicht. Es gibt jedoch in den Urwäldern Ostafrikas kein Tier, das sich mehr von seiner Umgebung abhebt als der Colobusaffe. Wir konnten feststellen, daß bei Annäherung einer fremden Herde von Artgenossen die Colobusaffen ihr Territorium nicht nur durch Brüllen akustisch, sondern auch durch Winken mit dem weißen Fell optisch markieren. Sie «wollen» also auffallen. Da sie nie in die Wipfelregion der Bäume klettern, sondern immer in den mittleren Bezirken der Kronen bleiben, sind sie gegenüber dem einzigen natürlichen Feind, den sie haben, dem Adler, geschützt.

Ihre Nahrung besteht aus Blättern, Blüten und Früchten. Mit besonderer Vorliebe verzehren sie die jungen Blättchen des Nseseweabaumes, der zu den Apocynaceae gehört. Sie stillen ihren Durst, indem sie Tau und Regenwasser von den Blättern lecken. Ihre springende Fort-

bewegungsweise bedingt, daß sie sich nie im Unterholz oder Sekundärwald aufhalten, wo die Äste dünn sind und unter dem Aufprall ihrer Körper brechen könnten.

Die Felle dieser Affen haben in der Vergangenheit auf den Rauchwarenmärkten Europas eine große Rolle gespielt. 1892 kamen 175000 Colobusaffenfelle auf den europäischen Markt. Erst zehn Jahre später wurden die Colobusaffen geschützt. In den zehn Jahren sind über zwei Millionen Felle von Ostafrika und Abessinien ausgeführt worden. Im Pelzhandel wurden die Felle als Scheitelaffe oder Seidenaffe bezeichnet.

Leider sind die Colobusaffen auch heute noch nicht völlig geschützt. Im Juli 1955 wurden mir in einem Andenkengeschäft in Arusha vier Wandteppiche aus Colobusfellen angeboten, zwei große und zwei kleinere. Die beiden großen bestanden aus je 22 Fellen und die beiden kleineren aus 10 Fellen. Ich fragte nach ihrer Herkunft und erhielt zur Antwort, daß die Tiere auf einer Farm am Kilimandscharo erlegt worden seien, denn der Farmer habe das Recht, die Colobusaffen – obwohl sie geschützt sind und nie die Felder überfallen – als Schädlinge zu betrachten und sie zu töten.

21

Die Wameru und Warusha sind Ackerbauer und Viehzüchter. Der Mais ist ihre Hauptnahrung. In großen, aus Baumstämmen geschnitzten Kübeln werden die Maiskörner zerstampft und aus dem Mehl Suppen zubereitet. Einen weiteren wichtigen Bestandteil ihres Speisezettels bildet die Milch der Buckelrinder.

Die Bekleidung der Mädchen und Frauen besteht aus einem Rock und einem über der Schulter geknüpften Tuch. Braune Farben werden bevorzugt.

22, 27

Die Arbeiterinnen auf den Farmen tragen an den Festtagen europäische Kleider, die sie meist auf den Märkten in Arusha von Gebrauchtgüterhändlern kaufen. Ihre Hütten sind aus Holzstangen und Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt. Auf dem Grundstück der Farm wird ihnen ein kleines Feld zugeteilt, das sie bestellen und dessen Ertrag sie verwerten dürfen.

28

Es gehört zum Schönheitsideal der Warusha und Wameru, große Ringe in der Ohrmuschel zu tragen. Deshalb durchbohren sie den Mädchen die Ohrränder und stecken Holzstäbchen in die Wunden, damit sich die Löcher nicht schließen können.

31, 32, 33, 34

Der Fischreichtum der Seen lockt zahlreiche Wasservögel an. Auf den Ästen eines umgebrochenen Baumstammes sitzen Kormorane und trocknen sich ihr Gefieder, während die Flußpferde mit ihren mächtigen Schädeln aus dem See auftauchen, um Luft zu holen und sofort wieder zu verschwinden. Den Vormittag und die heiße Mittagszeit verschlafen diese Riesen. In der Nacht treten sie weite Spaziergänge an, äsen das grüne Gras in den feuchten Nieder-

rungen und dringen in die Maisfelder ein. Wenn der Morgen dämmt, kehren sie zum See zurück. Am späten Nachmittag werden sie munter und spielen miteinander. Zu dieser Tageszeit lassen sie oft ihre grunzende Stimme erschallen. In der Dämmerung schwimmt die Flußpferdefamilie zum Ufer und verläßt den See auf schmalen, von den schweren Tieren in die Uferböschung tief eingetretenen Wechsell. Narben und Wunden auf ihren Körpern beweisen, daß oft harte Kämpfe, besonders unter den Bullen, ausgetragen werden. Mit weit geöffneten Müulern schlugen sie ihre Schädel nach dem Leib des Rivalen, und die langen spitzen Eckzähne dringen tief in das Fleisch des Gegners ein.

37

Der Kampfadler, der auf diesem Bild im Jugendkleid gezeigt wird, ist der größte Vertreter der Gattung der Haubenadler. Er ernährt sich vorwiegend von kleinen Säugetieren, auch von Affen und Antilopen bis zur Größe der Ducker. Über seine Lebensweise ist wenig bekannt.

38, 43

In der Nähe von Flüssen und Seen halten sich die Wasserböcke auf. Nur das männliche Tier dieser in seinem Körperbau an unsere Rothirsche erinnernden Antilopenart trägt Hörner. Auch in ihrem Verhalten ähneln sie unserem Rotwild. Die Weibchen gehen mit ihren Jungen in Rudeln, die Böcke bilden Männerverbände, die sich aber während der Brunstzeit auflösen. Dann ergreifen die Bullen von den Rudeln weiblicher Tiere Besitz und verteidigen sie gegenüber den Nebenbuhlern. Bei diesen Rivalenkämpfen treibt mitunter der Stärkere den Schwächeren in den See und versucht, auf dessen Rücken springend, ihn unter den Wasserspiegel zu drücken.

44

Viele Neger Ostafrikas sind Mohammedaner. Sie dürfen nur das Fleisch geschächteter Tiere essen. Aber dieses Gebot der Religion wird nicht so genau genommen. Obwohl die Augen des erlegten Buschbockes gebrochen sind, wird ihm noch die Halsschlagader geöffnet.

47

Nur noch einen Stoßzahn besitzt der alte Elefantenbulle, der als Einzelgänger durch die Buschsteppe am Fuße des Kilimandscharos zieht. Er braucht den Jäger nicht mehr zu fürchten, denn die begehrte Trophäe, die viel Geld einbringt, ist das Elfenbein. Der «Einzahn» wird von den im gleichen Gebiet lebenden Massai sehr gefürchtet, denn er ist angriffslustig und hat zwei Frauen getötet, denen er an der Wasserstelle begegnete. Vielleicht bereitet ihm sein abgebrochener Zahn Schmerzen. Vielleicht wurde er auch, wie viele Elefantenbullen, von Jägern angeschossen und trägt in seinem Schädel mehrere Geschosse.

48, 51

Wenn die Regenzeit begonnen hat, wandern die Elefanten aus den feuchten, immergrünen Wäldern der Berge in die Ebenen hinab, um die mit jungem Laub bedeckten Zweige der Akazien zu äsen. Ihr Weg ist durch umgebrochene Bäume und herabgerissene Äste gekennzeichnet. Während der heißen Mittagszeit stellen sie sich im Schatten der Bäume ein. In den frühen Morgenstunden ziehen sie zur Tränke. Das Staubbad gehört zu ihrer täglichen Hautpflege. Sie nehmen mit dem Rüssel Erde auf und werfen sie sich über den Rücken und an den Bauch.

52

Wenn die Sonne sinkt, verlassen die Kaffernbüffel das Dickicht des Waldes und äsen in der Nacht vom Gras der Lichtungen. Wie ein Helm bedecken die starken Hörner den breiten Schädel. Kaffernbüffel sind Herdentiere, die gern die Schilfgürtel am Ufer der Seen und Flüsse bewohnen. Tsetse-Fliegen, die gefährlichen Überträger der Schlafkrankheit, begleiten sie in großen Schwärmen. Im Gegensatz zum blassschwarzen Haarkleid der erwachsenen Tiere tragen die Kälber ein rotbraunes Fell.

57

Afrika ist das Land der Antilopen. Die Schwarzfersen- oder Impalaantilopen sind auch heute noch verhältnismäßig zahlreich vertreten und leben in kleinen Rudeln von 10 bis 20 Stück. Im vergangenen Jahrhundert jedoch sollen, wie alte Reisebeschreibungen berichten, Herden, die mehrere hundert Impalas zählten, nicht selten gewesen sein.

58

Die großen Kandelabereuphorbien sind genauso wie die Affenbrotbäume Wahrzeichen der ostafrikanischen Steppe. Sie ähneln den Kakteen, lassen sich aber von ihnen leicht durch den Gehalt an Milchsaft unterscheiden. Blätter besitzen sie nicht, dafür aber sind die Stämme und Zweige zu dicken, fleischigen Assimilationsorganen umgebildet.

61

Gebirge, Wald und Steppe werden von zahlreichen Echsen bewohnt, die sich vorwiegend von Insekten ernähren. Viele von ihnen, besonders Geckos und Agamen, haben sich an den Menschen gewöhnt. Sie leben in den Gärten, im Dachgebälk der Häuser und in den Hütten. Als Insektenvertilger werden sie gern gesehen.

62

Warzenschwein und Impalabock. Warzenähnliche Auswüchse am Kopf, langer Backenbart und Rückenmähne sind für die Warzenschweine charakteristisch. Ihr Schwanz ist lang und dünn. Er gleicht einer Peitsche und trägt eine dicke Quaste. Als Waffen benutzen diese afrikanischen Wildschweine ihre langen, nach den Seiten geschwungenen Hauer. In Höhlen bringt die Bache ihre Jungen zur Welt, die auch vom Eber mit betreut und geschützt werden.

65

Der Bienenfresser, der in 25 Arten auf unserer Erde verbreitet ist, gehört zur Ordnung der Rackenvögel, der auch die Eißvögel, Sägeracken, Todis, Hopfe, Nashornvögel und Racken zugeordnet werden. An Größe übertrifft er den Sperling wenig. Er ist ein Höhlenbrüter, der sich – wie es sein Name schon sagt – von Kerbtieren ernährt. In Ostafrika bewohnt er die Buschsteppen und Randgebiete der Bergwälder.

66

An den Ufern der ostafrikanischen Flüsse sind die Nimmersattstörche zu finden, die sich von Fischen, Fröschen und kleinen Reptilien ernähren. Beim Fischen laufen sie mit eingetauchtem, aufgesperrtem Schnabel durch das seichte Wasser. Es gibt vier Arten Nimmersatte. Die afrikanische Art kommt auch in Madagaskar vor, die anderen Vertreter dieser Gattung leben in Amerika, Indien, Sumatra und Java.

71

Die Honigsauger stecken ihren langen, schmalen Schnabel in den Kelch der Blüten und saugen den Nektar auf. Als Saugrohr dient die lange Zunge, deren Seiten sich einrollen lassen, wodurch zwei Rohre entstehen. Gleichzeitig dienen sie damit aber auch vielen Pflanzen, denn durch das Eindringen ihrer Schnäbel und Zungen in die Blüte führen sie die Befruchtung herbei. Neben dem Nektar nehmen sie auch kleine Insekten auf, die sich im Blütenkelch finden. Die Honigsauger gehören zu den kleinsten Vertretern der Sperlingsvögel. Ihre beutelförmigen Nester hängen sie an den Zweigen von Sträuchern und Bäumen auf. In ihrer Körpergestalt und Lebensweise ähneln sie sehr den nur in Amerika beheimateten Kolibris.

72

Zu den Nashornvögeln gehören die Hornraben, die auf ihrem großen, kräftigen Schnabel einen Fartsatz tragen. Eigenartig ist die Brutpflege der Nashornvögel. Nachdem in einer Baumhöhle das Nest angelegt worden ist, schlüpft das Weibchen in die Höhle, deren Eingang von dem Männchen bis auf ein kleines Fenster mit Lehm und Exkrementen zugemauert wird. Das Männchen trägt das Futter herbei und reicht es dem brütenden Weibchen durch das kleine Fenster. Auch die ausgeschlüpften Jungen stecken ihre Schnäbel durch den Spalt und lassen sich von ihrem Vater füttern. Drei Wochen nach dem Schlupf zerstört das Weibchen die Mauer und hilft nun mit bei der Beschaffung der Nahrung, die aus Samen, Früchten, Insekten, Reptilien und kleinen Säugetieren besteht.

77

Wegen seines langen Halses wird der Gerenuk auch Giraffengazelle genannt. Nur im männlichen Geschlecht trägt diese Antilopenart Hörner. In kleinen Gruppen bewohnen die Giraffengazellen die Dornbuschsteppe. Mitunter richten sich die schlanken Tiere auf ihren Hinterbeinen auf, um die Zweige und Blätter von Büschen und Bäumen zu äsen. In Erregung

läßt der Bock seinen Hals, der stärker als der Hals des Weibchens ist, anschwellen. Der Wasserbedarf dieser scheuen Tiere ist sehr gering und wird vorwiegend durch den Tau und den Saft der Futterpflanzen gedeckt.

78, 83

Vom roten Licht der untergehenden Sonne beleuchtet, verharrt eine Giraffe auf ihrem Weg zur Tränke und äugt, durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, zum Galeriewald hinüber, der die Ufer des Flusses einhüllt. Dort lauert immer Gefahr, denn an der Tränke finden sich auch Löwen und Leoparden ein, nicht nur, um ihren Durst zu stillen, sondern auch, um Beute zu machen.

Giraffen leben in Herden. Oft halten sich in ihrer Nähe auch Antilopen und Zebras auf, ohne sich jedoch mit den Giraffen zu vergesellschaften. Die in vielen Lehrbüchern dargestellten Gemischtherden gibt es täglich nur für wenige Minuten an der Tränke, wo sich Zebras, Gnus, Impalas, Giraffen und andere Huftiere zum Wasser drängen, sonst bleiben die Herden artenmäßig getrennt.

84

Das Gras der Serengetisteppe ist von der Sonne ausgedörrt. Topiantilopen ziehen durch die gelbe Graswildnis zu den wenigen noch Wasser führenden Flüssen, an deren Ufern auch in der Trockenzeit grüne Pflanzen zu finden sind. In dieser Jahreszeit brennen die Neger die Steppe an. Eine Herde Grantgazellen ist in der verbrannten Wildnis geblieben und nascht von der salzig schmeckenden Asche. Bald aber werden auch diese anspruchslösen Antilopen die verbrannte Steppe verlassen und nahrhaftere Weidegründe aufsuchen. Das Anbrennen der Steppe ist eine Unsitte, die immer mehr zur Versteppung des Landes führt, denn im Feuer sterben auch die Bäume, die letzten Wasserspeicher des trockenen Landes. Manche Negerstämme glauben, daß der Regen, den sie sehnsüchtig erwarten, durch den Rauch des Steppenbrandes herbeigerufen wird.

87

Ein treuer Begleiter des Löwen und der Jagdsafari ist die Hyäne. Als Aasfresser begnügt sie sich auch mit den Überresten der Löwenmahlzeit und den Abfällen des Jagdlagers. Die häufigste Art ist in Ostafrika die Fleckenhyaäne, deren seltsame Lautäußerungen, das Heulen und Lachen, schon oft als der schauerliche Gesang der Steppennacht geschildert worden ist. Ähnlich den Geiern, die mit den Hyänen gemeinsam die Abfälle in der Steppe beseitigen, Totengräber und Sanitätspolizei in den tropischen Ländern sind, ist sie ungerechtfertigt in Verruf geraten. Hyänen, die als Kleinkinder in die Gefangenschaft kommen, werden zutraulich, zahm und anhänglich wie Haushunde.

88, 93, 94

Das Paradies der Löwen ist die Serengetisteppe, das größte Wildschutzgebiet unserer Erde. Hier leben noch Gnus, Tapis, Kongoniantilopen, Thomsongazellen, Zebras, Kaffernbüffel und zahlreiche andere große Pflanzenfresser, die den Löwen als Beute dienen, in großen Herden. Dem Wild, das dem Wechsel der Jahreszeiten entsprechend, Wanderungen in die feuchten Gebiete antritt, folgen die Löwen. Tagsüber schlafen sie, in der Nacht gehen sie auf Jagd. Im Gegensatz zum Tiger, der nur einmal zu seinem Riß zurückkehrt, bleiben Löwen oft viele Tage an ihrer Beute. Wie der afrikanische Löwe seine Beute schlägt, ist nicht bekannt. Vom indischen Löwen wissen wir, daß er dem Opfer in den Hals beißt, die Halsschlagader anschneidet und das Blut trinkt, bis der Tod des Tieres eintritt.

97, 98, 99, 100, 103

In Afrika leben zwei Nashornarten, das hier gezeigte Spitzmaulnashorn und das Breitmaul- oder Weiße Nashorn. Das Horn ist ein Hautgebilde ohne Knochenkern. Es sitzt locker auf dem Schädel. Die afrikanischen Arten tragen im Gegensatz zu dem einhörigen indischen Panzernashorn zwei Hörner. Wegen ihres ungewöhnlich langen Horns hat eine Nashornkuh im Amboseli-Reservat am Fuße des Kilimandscharos Weltberühmtheit erlangt.

Zur Hautpflege der Nashörner gehört das Suhlen. Der Schlamm bildet auf ihrem Körper einen Panzer, der einen guten Schutz gegenüber den Zecken darstellt, die an den Weichteilen dieser Dickhäuter sitzen.

Die Nashornkübber werden von ihren Müttern geführt, bis sie fast erwachsen sind. Die längste Zeit des Tages verschlafen die Spitzmaulnashörner. Am Spätnachmittag gehen sie zur Tränke, baden sich und äsen bis nach Mitternacht von den Blättern und Zweigen der Büsche. Die Breitmaulnashörner dagegen ernähren sich vorwiegend vom Steppengras, das sie wie Kühe abweiden.

104, 113

Paviane leben in großen Herden. Sie sind Bodenaffen und besteigen in Ostafrika nur während der Nacht oder bei Gefahr die Bäume. Sie sind auch in der offenen Landschaft, aber nicht weit von den Galeriewäldern der Flüsse zu finden. Auf größeren Wanderungen klammern sich die Neugeborenen am Bauch der Mütter an, während die Halbwüchsigen auf dem Rücken ihrer Mütter reiten.

114

Wenn die Nacht hereinbricht, ist der schneebedeckte Gipfel des Kilimandscharo frei von Wolken und leuchtet, vom fahlen Licht des Mondes beschienen, weit über das Land.

**Schrift:** Futura von Paul Renner

**Typographie:** Horst Erich Wolter, Leipzig

**Initialen:** Hans Neubert

**Satz und Druck:** Textteil VEB Offizin Andersen Nexö, Leipzig  
Bildteil VEB Graphische Werkstätten, Werk IV, Leipzig

**Druckstöcke:** Graphische Kunstanstalt G. Rebner & Co., Leipzig

**Einband:** Hans Neubert

**Schutzumschlag:** Zeichnung der Schriftzeile Hellmuth Tschörtner

**Bindearbeit:** Großbuchbinderei H. Sperling, Leipzig

Die Aufnahmen wurden vom Verfasser mit der Exakta Varex auf Agfacolor  
Umkehr-Ultra T aufgenommen

Lizenz Nr. 151 · 310-33-60 · Alle Rechte vorbehalten

© by Neumann Verlag, Radobou 1, Dr.-Schmincke-Allee 19